

Kirchenrätin Lini Sutter neu im SEK-Rat

WAHL/ Alle drei Jahre wählt der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) die Ratsmitglieder. Neu ist Graubünden darunter vertreten.

Besonderes Interesse an der Wahl von Lini Sutter-Ambühl hatte die italienischsprachige Presse in Graubünden. Denn die aus Thusis stammende Mutter dreier Töchter lebt in der Mesolcina, genauer in Roveredo, und ist dort keine Unbekannte.

ERSTE FRAU. In Bündnerischen Roveredo, nahe der Tessiner Kantongrenze, gründete die Juristin die erste reformierte Kirchgemeinde in der katholisch dominierten Talschaft und war auch gleich deren erste Präsidentin. Seit 2004 ist Lini Sutter-Ambühl Mitglied des Bündner Kirchenrates und präsidiert diesen bereits fünf Jahre; als erste Frau. Im SEK war

sie als Mitglied der Abgeordnetenversammlung – des Parlamentes der 26 Mitgliedkirchen des SEK – Delegierte der Frauen- und Diakoniekonferenz. Dass sie nun von der Legislative in die Exekutive wechselte, sei zwar eine logische Folge; geplant, habe sie dies aber nicht, meint Sutter-Ambühl. Diesen Sommer, während der Gründungsversammlung der Weltgemeinschaft der Reformierten in den USA, ist für sie die Kandidatur in die Nähe gerückt. In eindrucksvoller Masse habe sie dort die Wichtigkeit der Vernetzung für die teils sehr kleinen Mitglieder erkannt. Dafür wolle sie sich, so Sutter, als Vertreterin einer kleinen Kirche auch im SEK einsetzen. **RIG**



Lini Sutter-Ambühl tritt ihr Amt als SEK-Rätin im 2011 an



PORTRÄT

Ikonen, Abbilder des Göttlichen

MALEN. Aus Neugier hatte sich Erika Compagno für einen Kurs in Ikonenmalerei angemeldet. Dass sie, eine reformierte Theologin, als erstes Maria malen sollte, irritierte sie. Aber die Farben und Formen des orthodoxen Glaubens, die sich darin zeigt, eröffneten ihr neue Zugänge zur Bibel, zum «Göttlichen». **> Seite 12**

Und sie liessen Weihnachten verbieten...

WEIHNACHTSGESCHICHTE/ Es begab sich aber zu der Zeit, da Quirinius längst nicht mehr Statthalter in Syrien war ...

Es war die Zeit, als die Völker weltweit wanderten. Von Süd nach Nord, von Ost nach West. Auf der Flucht vor Armut, Ungerechtigkeit und Krieg. Ein jeder, eine jede auf der Suche nach Glück. Ein jeder, eine jede mit einer eigenen Geschichte im Gepäck.

Einige von ihnen gelangten auf ihrer Reise in ein Land, wo sie nicht willkommen waren. Zu essen gab es zwar dort, aber die Menschen, die seit Generationen hier heimisch waren, begegneten den Fremden mit Misstrauen. Sie wollen nur von unserem Wohlstand profitieren, sagten einige. Sie schwängern unsere Frauen, stehlen unsere Güter, rasen auf unseren Strassen und bauen für ihren Gott eigenartige Türme. Das wollen wir nicht.

Im Namen unseres Gottes: Hier muss es wieder werden wie einst!

Zur nämlichen Zeit gab es in diesem Land Menschen, die sagten, Religionen seien überhaupt das grösste Unglück. Sie riefen auf zur Abschaffung aller Symbole, die anderen heilig waren. Die alten Geschichten verderben unsere Kinder, sagten sie. Sie sind kriegerisch, gefährlich, brutal. Sie stacheln an zu Mord und Totschlag und verherrlichen unsittliches Treiben.

Im Namen des freien Denkens: Lasst uns die Bücher verbrennen.

Ja, riefen einige begeistert. Gott ist tot. Religionen sind der Ursprung aller Kriege, allen Elends, aller Unterdrückung. Lasst uns die Religionen abschaffen, alle Feiertage und alle religiösen Symbole: Kirchen, Tempel, Synagogen.

Und sie schritten zur Tat: Als Erstes schafften sie den Sonntag ab. Dann Ostern, den Ramadan,



BILD: PA NEUENSCHWANDER

Pessach – und schliesslich machten sie sich hinter das Weihnachtsfest.

Aber das Weihnachtsfest war hartnäckig. Es stellte sich heraus, dass es über alle Grenzen hinweg eine Kraft hatte. Es war ein Fest mit Liedern, Düften, Speisen, Geschichten und Erinnerungen. Weihnachten war kaum aus den

Köpfen der Menschen zu tilgen. Da griffen die Religionsverächter zum letzten Mittel. Sie liessen Weihnachten verbieten.

Im Namen der totalen Freiheit.

Die Menschen fanden zwar gar keinen Gefallen an diesem Verbot. Aber weil niemand mehr so richtig mutig war, fügten sie sich.

Und so ging Weihnachten langsam vergessen. Die Geschichte vom Neugeborenen im Stall von Bethlehem kannte bald niemand mehr. Da geschah eines Tages Seltsames. Auf dem Dachboden eines alten Hauses entdeckten Kinder in einer Kiste wunderliche Holzfiguren. Es gab da Tiere: Esel, Schafe, ein Rind, ein Kamel. Und Menschen: eine Frau in einem blauen Kleid, ein bärtiger Mann, drei Könige, Hirten, Engel ... und ein nacktes Kleinkind. Die Kinder begannen, mit ihnen zu spielen. Mit Brettern bauten sie einen Unterstand und stellten die Figuren hinein: in die Mitte das nackte Kind, darum herum all die andern.

Sie waren so vertieft in ihr Spiel, dass anfänglich niemand den Jüngsten beachtete, der vor sich hinmurmelte: Dieser kleine Nackte wäre ein König. Das weiss jetzt noch niemand, aber der Engel da, der hat es den Hirten erzählt. Und die sagten es allen Menschen im Land ... Die ältere Schwester des kleinen Jungen wurde plötzlich aufmerksam. Die Geschichte gefiel ihr. Ich werde sie aufschreiben, dachte sie. Das tat sie auch. Viel später, als sie gross war. Aber da lebte sie längst nicht mehr in dem Land ohne Kirchen, Tempel, Synagogen und Minarette. Das Land hatte sie vertrieben, sie und ihre Familie. Damals, kurz nach dem Spiel auf dem Dachboden. **RITA JOST**

Die Autorin ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern



BILD: ANDRÉ POL

DOSSIER

Warten in der Herberge

REPORTAGE. In der «Herberge zur Heimat» in Zürich, einem Heim für obdachlose Männer, leben Kranke, Gezeichnete und aus der Bahn Geworfene. «reformiert.» hat einen Tag dort verbracht und präsentiert eine Weihnachtsgeschichte der anderen Art. **> Seiten 5–8**



BILD: JACOB MENDLI

JUGEND

Erlebnisreiche Kirche

YOUTREFF. Dass Kirche nicht nur etwas für Ältere ist, erlebten rund 300 Jugendliche am ersten Youtreff unter der Leitung der kirchlichen Jugendfachstellen. **> Seite 3**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Adventsfenster, Krippenspiele, Altersweihnachten, Jahresschlusskonzert: Es wird viel gefeiert im Dezember. Was in Ihrer Kirchgemeinde läuft, lesen Sie **> IM 2. BUND**

Die Kirchen im Stresstest

KASSENSTURZ/ Die Kirchen nützen mehr, als sie kosten: Das zeigt eine Wirtschaftsstudie – die aber auch brisante Fragen zu den Finanzströmen stellt.

«Fakir» nennt sich neckisch die breit angelegte «Finanzierungsanalyse Kirchen»: eine Kosten-Nutzen-Untersuchung im Rahmen des Nationalforschungsprogramms NFP 58 «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft». Wie viel Steuergeld der Mitglieder und welche öffentlichen Beiträge fliessen den beiden grossen Landeskirchen zu? Welche sozialen Dienstleistungen bieten sie im Gegenzug an? Und wie finanzieren sich Freikirchen, jüdische Gemeinden und islamische Gemeinschaften?

Die Fragen von «Fakir» sind brisant. Über kurz oder lang dürfte die Interpretation der Antworten in die politische Debatte einfließen – im Zeichen des Mitgliederschwunds und der periodisch aufflammenden Diskussion, wie legitim die Kirchensteuer für juristische Personen, für Firmen also, sei.

KOSTEN (1). Fakire verlassen ihr Nagelbrett in der Regel unverletzt, weil ihr Gewicht schön gleichmässig auf den vielen Nägeln lagert. Wie prästieren die Kirchen den «Fakir»-Stresstest, den ein Team des volkswirtschaftlichen Forschungsbüros Ecoplan unter der Leitung von Michael Marti erarbeitet und ausgewertet hat? Ziemlich gut, sei vorausgeschickt, und die Vertreter der Landeskirchen reagieren entsprechend erfreut (siehe Kasten unten).

Zunächst beeindruckt die nackten Zahlen: Gut 1,3 Milliarden Franken haben die beiden grossen Landeskirchen 2007 in Form von Kirchensteuern natürlicher Personen eingenommen. Ins Auge fallen dabei die kantonalen Unterschiede: So bezahlt etwa ein durchschnittliches reformiertes Mitglied im Kanton Basel-Stadt jährlich 567 Franken, im Kanton Zürich 301 Franken und im Wallis 11 Franken.

Freikirchen und islamische Gemeinschaften alimentieren sich dagegen via Spenden und Beiträge. Die Israelitische Gemeinde Basel, in der «Fakir»-Studie wird sie exemplarisch untersucht, kann dank ihrer öffentlich-rechtlichen Anerkennung ebenfalls Steuern erheben: Diese sind mit 12 Prozent des Steuervolumens eines Mitglieds sehr hoch.

KOSTEN (2). Zu den 1,3 Milliarden Franken Steuereinnahmen natürlicher Personen entrichtet die Öffentlichkeit zusätzlich 556 Millionen Franken an die Römisch-katholische und die reformierte Landeskirche. Fast die Hälfte davon machen die juristischen Kirchensteuern von Firmen aus, nämlich

264 Millionen Franken. Bemerkenswert: Die reformierten Kirchen profitieren von der öffentlichen Finanzierung stärker als die katholischen, weil die Kantone Bern, Waadt und Zürich, die den Kirchen traditionell mehr öffentliche Mittel zur Verfügung stellen, historisch reformiert sind.

NUTZEN. Welchen Wert haben die sozialen Dienstleistungen der Kirchen im Vergleich zu den Kosten? Die «Fakir»-Studie legt exemplarisch Zahlen für die Kantone Bern und St. Gallen vor. Total 105,8 Millionen Franken kosten die beiden grossen Landeskirchen die Öffentlichkeit im Kanton Bern. Auf 103,1 Millionen Franken berechnet «Fakir» den Gegenwert der sozialen Leistungen durch die Kirchen. Notabene nicht berücksichtigt sind dabei Leistungen für den Denkmalschutz (Kirchenrenovationen), der Eheberatungsstellen und der Gefängnis- und Spitalseelsorge. Im Kanton St. Gallen fallen die Zahlen gar noch besser aus: Kosten von 37,9 Millionen Franken steht hier ein sozialer Nutzen von 57,4 Millionen Franken gegenüber.

Generell stellt «Fakir» fest: Rund ein Viertel bis ein Drittel der geleisteten Arbeitsstunden aller Religionsgemeinschaften fliessen in den Sozialbereich – von der Jugendarbeit über die Erwachsenenbildung bis zur Seniorenarbeit.

AKZEPTANZ. Methodisches Neuland betritt «Fakir» mit der sogenannten «Zahlungsbereitschaftsstudie»: Im Kanton Bern wurde in einer Repräsentativumfrage danach gefragt, wie viel jährlich für das Angebot der Landeskirchen bezahlt würde – angenommen, die obligatorische Kirchensteuer fiele weg. Heraus kam ein hoher Mittelwert von 606 Franken pro reformiertes Mitglied. Zudem erklärten erstaunliche 85 Prozent der Befragten die Kirche als persönlich oder gesellschaftlich wichtig. Allerdings stellen die Autoren wohl zu Recht fest, die Zahlungsbereitschaft würde in einer realen Entscheidungssituation niedriger ausfallen. Zudem: Die auf die Gesamtbevölkerung hochgerechneten «Zahlungsbereitschaften» könnten die Gesamtkosten der Landeskirchen nicht ganz decken.

«Fakir» hat Kosten und Nutzen der Kirchen strikt ökonomisch untersucht. Kein Thema ist der Wert der Religionsgemeinschaften, «die Normen tradieren, Sinn stiften und Solidarität fördern», wie die



Volkswirtschaftler von Ecoplan festhalten. «Fakir» vergleicht auch nicht die Qualitäten der sozialen Dienste, etwa von Landes- und Freikirchen.

WETTBEWERB. Zusammenfassend attestiert «Fakir» den Landeskirchen, «dass die öffentliche Finanzierung als Entgelt für erbrachte Leistungen gerechtfertigt werden kann». Und dass auch Nichtmitglieder «einen relativ grossen Nutzen» aus kirchlichen Angeboten ziehen. Trotzdem erlauben sich die Autoren brisante Fragen «aus Sicht der Ökonomie»: «Wieso sollen gerade Religionsgemeinschaften subventioniert werden und nicht auch andere Anbieter sozialer Dienstleistungen? Und wenn Religionsgemeinschaften: Wieso nur die Landeskirchen? Marktwirtschaftliche Konzepte würden einen offenen Wettbewerb nahelegen.» Gestützt auf «Fakir», müssten die Kirchen diesen Ideenwettbewerb eigentlich nicht fürchten. **SAMUEL GEISER**

Das Buch zur Studie

Mit «Fakir» (Finanzanalyse Kirchen) liegt erstmals eine Gesamtschau der komplexen Finanzierung der Landeskirchen vor. Die Resultate gibts in Buchform.

M. Marti, E. Kraft, F. Walter: Dienstleistungen, Nutzen und Finanzierung von Religionsgemeinschaften in der Schweiz. Verlag Rüegger, Zürich 2010, Fr. 34.–



Theo Schaad, Evangelischer Kirchenbund

DIE PROTESTANTEN

KEIN RÜCKZUG AUF DIE «KERNGEMEINDE»

«Fakir» zeigt schwarz auf weiss: Die Religionsgemeinschaften sind ihren Preis wert. Kirchliche Dienstleistungen nützen der Öffentlichkeit mehr, als sie sie kosten. Das heisst auch: Die Steuer für juristische Personen und die Staatsbeiträge an die Kirchen sind berechtigt. Überrascht hat mich der Befund, dass in der finanzschwachen Neuenburger Kirche vergleichsweise weniger Freiwilligenarbeit geleistet wird als in der besser gestellten Berner Kirche. Das zeigt: Eine Landeskirche, die mehr Festangestellte hat, kann auch mehr Mitglieder zur Freiwilligenarbeit animieren. Generell lese ich aus der «Fakir»-Untersuchung die selbstverständliche Erwartung an die Landeskirchen, ihre kultischen und sozialen Dienste weiterhin allen anzubieten. Will also eine Kirche ihrem öffentlich-rechtlichen Status gerecht bleiben, darf sie sich nicht auf die Kerngemeinde zurückziehen.»



Daniel Kosch, Röm.-kath. Zentralkonferenz

DIE KATHOLIKEN

DAS RISIKO EINER «FUNKTIONÄRSKIRCHE»

«Fakir» schliesst eine Lücke in der Kirchenstatistik, schafft Transparenz – und untermauert die Verankerung der Kirchen: 85 Prozent der Bevölkerung erachten sie als wichtig, aus persönlichen oder gesellschaftlichen Gründen. Die Studie macht die Kirchen aber auch auf Risiken aufmerksam. So zeigt sie markante kantonale Unterschiede auf: Pro Mitglied stehen der katholischen Kirche im Kanton Genf ganze 37 Franken zur Verfügung, im Kanton Zug aber 600 Franken – also sechzehnmal mehr. Da stellen sich für die Kirchen schon Solidaritätsfragen. «Fakir» belegt auch, dass finanziell starke Landeskirchen einen relativ grossen professionellen und administrativen Stellenetat haben. Das Risiko besteht, zur Funktionärskirche zu werden. Der Vergleich mit den Freikirchen, die mehr auf Freiwilligenarbeit setzen müssen, gibt diesbezüglich zu denken.»



Wilf Gasser, Freikirchenverband

DIE FREIKIRCHEN

ANSPRUCH AUF STEUERLICHE ABZÜGE

«Fakir» stellt erstmals alle religiösen Gemeinschaften, ob klein oder gross, auf eine Ebene: «Fakir» vergleicht, ohne zu werten. Die Studie zeigt, dass auch Freikirchen soziale Dienstleistungen anbieten, vor allem in der Jugendarbeit – wenn auch in bescheidenerem Umfang als die Landeskirchen. Dennoch streben die Freikirchen jetzt nicht die öffentlich-rechtliche Anerkennung an, und sie erheben auch keinen Anspruch auf einen prozentualen Anteil an der juristischen Kirchensteuer. Aber wir möchten, dass Spenden an Freikirchen wieder steuerabzugsberechtigt werden, wie vor der Steuerharmonisierung – so wie das Zuwendungen an die Landeskirchen auch sind. «Fakir» sieht alle Gemeinschaften im gleichen Boot: Vielleicht hilft uns dar um die Untersuchung, das Gemeinsame jenseits der konfessionellen und religiösen Grenzen besser wahrzunehmen.»



Daniel A. Rothschild, Israelit. Gemeindebund

DIE JUDEN

GRENZEN DER SELBSTFINANZIERUNG

«Fakir» belegt, dass die öffentliche Finanzierung und die dafür geleisteten Dienste der Religionsgemeinschaften im Gleichgewicht sind. Die Studie zeigt auch, dass in allen Glaubensgemeinschaften viel Freiwilligenarbeit geleistet wird. Im Finanzierungssystem sehe ich keinen Änderungsbedarf, etwa die Erhebung einer Gebühr auf bezogenen Dienstleistungen. Die Solidarität gehört zur Religion – und eine Einkommenssteuer für alle ist solidarischer als eine Gebühr. Fakir zeigt auch, dass die jüdischen Gemeinden ihre Friedhöfe, Schulen und ihr Fürsorgewesen selbst finanzieren. Das ist Teil des jüdischen Selbstverständnisses. Aber wir verstehen nicht, dass jüdische Gemeinden bis zu zehn Prozent ihres Budgets für die Sicherheit ihrer Mitglieder und Einrichtungen aufbringen müssen. Als Schweizer Bürger dürften wir eine staatliche Beteiligung erwarten.»

GEPREDIGT

FLORIAN SONDEREGGER
ist Pfarrer in Pany-Luzern



Ein aussergewöhnliches Gericht

«Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?»
Römer 8, 31

Bist du schon einmal vor Gericht gestanden? Oder hast du einer Gerichtsverhandlung beigewohnt? Da gibt es einen Angeklagten, einen Ankläger, einen Verteidiger und den Richter. Der Apostel Paulus zeigt uns Gottes Gericht. Aber auffällig! Da fehlt der Ankläger. Und Gott, der Richter aller Welt, rechtfertigt uns. Und der das Urteil aussprechen wird, Jesus, der Sohn Gottes, ist unser Fürsprecher. Sind wir denn so gut?

DER HERR. Schauen wir ein Bild an, 500 Jahre vor Paulus: Dem Propheten Sacharja wird der Hohepriester Jeschua gezeigt, der vor dem Engel des Herrn steht. Der Hohepriester, der für das Volk vor Gott steht, für es eintritt, um Vergebung bittet und nachher das Volk segnet. Doch wie sieht dieser Hohepriester aus? Er steht da in einem dreckigen Gewand. Nun deutet das hebräische Wort nicht nur auf gewöhnlichen Dreck hin, sondern auf Ausscheidungen. Also ein verkotetes, verkotztes Gewand, ekelhaft. Das passt zum Wort Jesu: Nicht was in den Menschen hineingeht, verunreinigt ihn, sondern was aus dem Menschen herauskommt, denn aus dem Menschenherz kommt alle Bosheit. Steh ich da besser da als jener Hohepriester? Zur Rechten Jeschuas steht der Verkläger, der Satan. Doch Gott will diesen nicht hören. Der Engel weist ihn zurück: «Der Herr schelte dich Satan. Ist dieser nicht wie ein aus dem Feuer gerettetes Brandscheit?» Und Jeschua wird das verkotete Gewand genommen und nicht nur ein reines, sondern sogar ein Festgewand angezogen und gesagt: Damit sind deine Sünden von dir hinübergetan.

DAS URTEIL. Dann ist Bosheit und Unreinheit etwas, das Gott im Ernst gar nicht berührt, das er mit einem Federstrich ungeschehen macht? Wohl nicht. Achten wir auf das Wörtlein hinübergetan. Das heisst nicht einfach getilgt oder zugegedeckt. Wir müssen fragen: Wohin hinübergetan? Und dann wird uns der Sohn Gottes gezeigt. Der hat sein Kleid der Herrlichkeit beim Vater ausgezogen, um zu uns Menschen zu kommen. Und was trägt er? Unser verkotetes Gewand. Nicht er hat es dreckig gemacht, sondern wir, aber er trägt es. Und mit ihm das Urteil. An seinem Kreuz, in seinem Tod wird dieses Gewand vernichtet.

UND WIR? Wir bekommen dafür sein Gewand der Herrlichkeit. Das ist die Vergebung alles Bösen, das wir getan haben. «Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern hat ihn für uns dahin gegeben.» Darum ist Gott für uns da, der uns gerecht spricht. Darum ist Christus da, der gestorben ist, ja vielmehr auferweckt ist, und uns beim Vater vertritt. Was haben wir da zu tun? Annehmen, vergeben, lieben.

GEPREDIGT AM 24. Oktober 2010 in Luzern.



Gemeinschaft erleben einmal anders: Jugendliche am ersten Youtreff in der Commanderkirche in Chur



BILDER: JACOB MEYER

Was ist Kirche?

GEMEINSCHAFT/ Die Kirche – ein Ort des Erlebens?
Am Youtreff in Chur erprobten rund 260 Jugendliche neue Zugänge zur Kirche.

Kirche – ein Ort für Träumer ...

Ich träume von einer Erfindung. Einer Maschine, die das Essen vervielfachen kann, sodass alle Menschen genug zu essen haben. Und ich möchte zaubern können, dass kein Mensch einsam ist.

SARA, ORLANDO

Kirche – ein Ort, in dem jeder Mensch respektiert wird ...

Man sollte nicht gegen Personen losgehen, die anders sind und denken. Jeder Mensch ist einzigartig.

DOMINIC, FABIAN

Kirche – ein Ort für Weltverbesserer ...

Wenn alle Menschen den Krieg verhindern möchten, dann müssten alle den Frieden wollen. Aber leider ist mit dem Krieg zu viel Geld zu verdienen. Darum ist es für einen einzelnen Menschen unmöglich, den Krieg zu verhindern. Er kann sich jedoch mit anderen Leuten zusammenschliessen und zum Frieden aufrufen. Das macht zum Beispiel die Kirche.

JUNO, SEBASTIAN

«Kirche – das ist was für die Alten.» Den Satz hat Susanne Gross von der Fachstelle Jugendarbeit der reformierten Landeskirche Graubünden von Jugendlichen schon oft gehört. Diesem Vorurteil wollte sie entgegentreten. Zusammen mit Matthias Grond von der der Arbeitsstelle kirchliche Jugendarbeit von der Katholischen Landeskirche Graubünden organisierte sie Youtreff; ein Treffpunkt für Jugendliche. Das Motto lautete «Erlebnisorientierter Zugang zur Kirche». Wichtig dabei war den Organisatoren die ökumenische Aufgleisung.

THEATER. Youtreff ersetzte das bis vor drei Jahren stattfindende Nightfever (das aus Kostengründen nicht mehr durchgeführt wurde). Das Jugendtreffen richtete sich an Konfirmanden und Firmlinge. «Youtreff sucht und fördert den Austausch und die Auseinandersetzung mit anderen Denkweisen und Gruppen», heisst es in der Zielsetzung des Projektkonzeptes. Lothar Teckemeyer, Pfarrer

in Zuoz und ausgebildeter Bibliodramaleiter, setzte dies im Begrüssungsgottesdienst szenisch um. Die Commanderkirche in Chur war in vier farbige Bereiche geteilt (analog der vier menschlichen Hautfarben), auf welche sich die Jugendlichen verteilten. Mit viel buntem Krepppapier und Musik stellten die Teilnehmenden die Vielfalt der Menschen dar, die aber – trotz unterschiedlicher Farbe – etwas gemeinsam haben: Es sind alles Menschen.

LÄRM. Die Kirche als «dramatisch aufgebautes» Erlebnis innerhalb eines Gottesdienstes sei erst mal eine ziemlich lärmige Erfahrung gewesen, so Susanne Gross. Technische Probleme bewirkten, dass die musikalischen Beiträge schlecht verstanden wurden. Die Aufmerksamkeit der Jugendlichen nahm ab, der Lärmpegel stieg an. Kirche, das heisst aber nicht nur Gottesdienst, «Kirche ist Gemeinschaft», sagte Matthias Grond. In verschiedenen Workshops im Kirchengemeindehaus waren die

Konfirmanden und Firmlinge anschliessend eingeladen, den Begriff Kirche kreativ zu interpretieren. Auf Thesen- tafeln wurde argumentiert, für «reformiert.» sogar philosophiert (siehe Zitate). Auch Tanz-, Theater-, Trommel- und Selbstverteidigungskurse waren Bestandteil des Jugendtreffpunktes.

STILLE. «Youtreff soll unter Gleichaltrigen ab Oberstufenalter Gemeinschaft stiften und Menschen zusammenführen. Es soll dazu beitragen, dass Vorurteile abgebaut werden.» Am eindrücklichsten wurde dieser Projektgedanke während des Abschlussgottesdienstes umgesetzt, als ein Teilnehmer des Rapworkshops seinen selbst entworfenen Text vortrug. Der Junge mit Downsyndrom sang zwar in romanischer Sprache, «doch alle verstanden es», erzählte Susanne Gross. Mucksmäuschenstill sei es gewesen. Dann setzte tosender Applaus ein. Das alles kann Kirche sein. RITA GIANELLI

Kirche – ein Ort Gottes

Niemand hat Gott jemals gesehen. Es gibt keinen Beweis, dass Gott existiert. Und trotzdem gibt es Menschen, die an ihm festhalten. Selbst im Angesicht des Todes.

NOEL, BENJAMIN, MARCO

KIRCHENRATSTELEGRAMM

SITZUNG VOM 21. OKTOBER 2010

Zweite Phase beginnt: Kirchenverfassung in der Vernehmlassung

Für die Totalrevision der Kirchenverfassung beginnt die zweite Phase, also jener Teil, in dem alle Interessierten ihre Meinung zum ersten Entwurf einbringen können. Zu diesem Zweck führt der Kirchenrat am 27./28. Mai 2011 eine Grossgruppenkonferenz in Davos durch. Alle Gremien der Kantonalkirche sind in dieser Konferenz vertreten.

Pfarrer Otto Rauch geht – Paolo Scala aus Lugano kommt

Nach langjähriger Tätigkeit als Präsident der commissione per i mezzi di comunicazione (der Kommission der italienischsprachigen Medien) tritt Pfarrer Otto Rauch, Lugano, von diesem Amt zurück. Der Kirchenrat dankt dem ehemaligen Synodalen für diese Arbeit, kommt sie doch auch den italienischsprachigen Kirchgemeinden in den Bündner Südtälern zugute. Neu ins Präsidium gewählt wurde Paolo Sala aus Lugano.

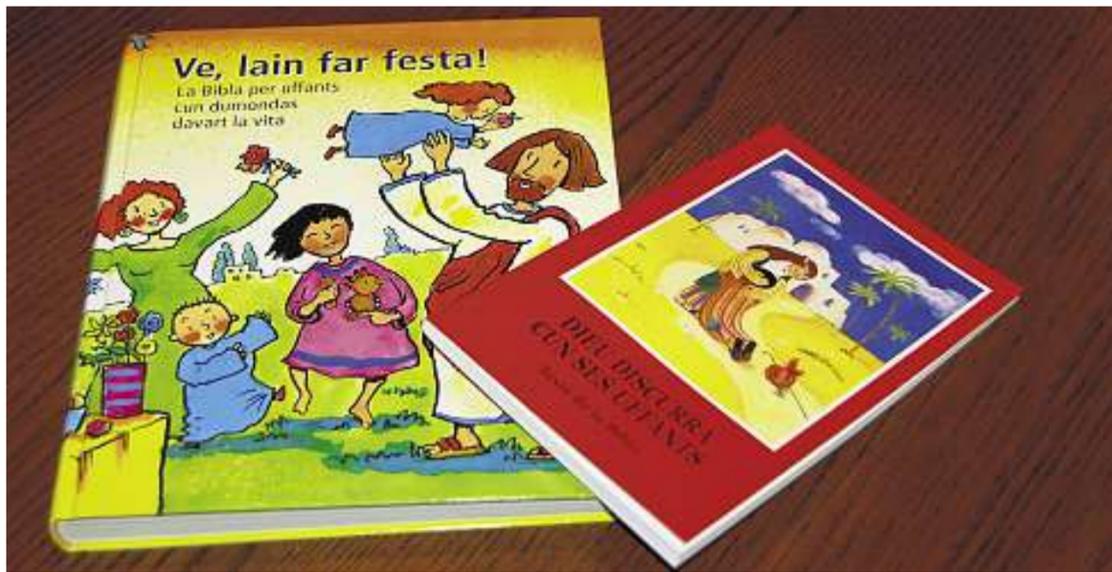
Neue Richtlinien bei Erteilung von Subventionen von Liegenschaften

Der Kirchenrat ergänzt die Richtlinien für die Ausrichtung von Bausubventionen. Für Liegenschaften, welche nicht mehr durch die Kirche genutzt werden, zum Beispiel Pfarrhäuser, welche nicht mehr von einer Pfarrperson bewohnt werden, spricht der Kirchenrat in Zukunft keine Subventionen mehr, auch nicht bei Renovationen. Wird bei anderen kirchlichen Bauten im Nachhinein eine Kostenüberschreitung festgestellt, ist der entsprechende Betrag in der laufenden Jahresrechnung der betreffenden Kirchgemeinde zu aktivieren.

Kaspar Kunz nicht mehr in der Kommission Kind und Kirche (KiK)

Pfarrer Kaspar Kunz aus Präz reicht seine Demission als Mitglied der Kommission Kind und Kirche (KiK), ehemals Sonntagsschulkommission, ein. Der Kirchenrat dankt ihm für seine langjährige Mitarbeit in dieser Kommission.

MITGETEILT VON Giovanni Caduff



Zwei Kinderbibeln gibt es nun in Rumantsch Grischun – eine dritte soll demnächst erscheinen

Neue Kinderbibel für Rätoromanen

ERZIEHUNG/ Die Kinderbibel «Gott spricht zu seinen Kindern» gibt es neu auf Rätoromanisch.

Jeder Mensch betet in seiner Muttersprache. Dieser Gedanke stand am Anfang des Kinderbibelprojekts des katholischen Hilfswerks «Kirche in Not».

ÖKUMENISCHE ZUSAMMENARBEIT. Seit 1979 existiert die Kinderbibel «Gott spricht zu seinen Kindern». Seit Kurzem gibt es auch eine romanische Übersetzung davon: «Dieu discorra cun ses uffants». Die in Rumantsch Grischun übersetzte Kinderbibel soll mitunter dazu beitragen, den Unterricht in den romanischen Schulen abwechslungsreicher zu gestalten. Das neue Lehrmittel wurde in ökumenischer Absprache und Zusammenarbeit hergestellt.

GESCHICHTEN IN 99 KAPITELN. Gemäss dem evangelisch-reformierten Pfarrer Hans-Peter Schreich aus Valchava schliesst das neue romanische Lehrmittel eine Lücke. Die erste Kinderbibel in Rumantsch Grischun wurde 2008 von Schreich selber herausgegeben. «Ve lain far festa» (Komm, lass uns feiern) ist eine Bibel mit vielen Bildern und wenig Text. «Diese Bibel eignet sich für Kinder, die noch nicht gut lesen können», informiert Schreich. Genau umgekehrt verläuft es mit der neu erschienenen Kinderbibel in Rumantsch Grischun. «Dieu discorra cun ses uffants» ist für Schüler ab der vierten Klasse vorgesehen. Sie erzählt in

99 Kapiteln Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament. Als Herausgeber verschiedener romanischer Lehrmittel für den Religionsunterricht und Verfechter des Rumantsch Grischun hofft Schreich, dass mit der neuen Kinderbibel in Rumantsch Grischun das Interesse an der Sprache und auch an das Wort Gottes gefördert wird. Im Münstertal lernen die Kinder ab der ersten Klasse Rumantsch Grischun. «Jetzt gibt es kein sprachliches Durcheinander mehr, weil das Material im Religionsunterricht nicht in Rumantsch Grischun ist», freut sich der Pfarrer. Bisher standen lediglich Lehrmittel auf Vallader, dem Unterengadiner Idiom, zur Verfügung.

FAMILIENBIBEL FEHLT NOCH. Bei «Dieu discorra cun ses uffants» hat Schreich für einmal nicht selber als Übersetzer fungiert, sondern als theologischer Lektor. In seinem Verlag Praveda evangelica und auf eigene Initiative wird aber im Januar 2011 die nächste und somit dritte Kinderbibel auf Rumantsch Grischun erscheinen. Es handelt sich um eine umfassende Kinderbibel mit Bildern von Kees de Kort. «Das ist als Bibel für Familien und für kleinere Kinder gedacht», erläutert Schreich. «Mias pli bellas istorgias biblicas» (Meine schönsten Bibelgeschichten) macht das Angebot an Kinderbibeln in Rumantsch Grischun somit komplett.

FADRINA HOFMANN ESTRADA

Noch fehlt das Geld

PROJEKT/ Seit zwei Jahren gibt es das Begegnungszentrum «L'Oasa» in Scuol. Es ist ein Erfolg.

«L'Oasa» ist ein Begegnungszentrum für Religion und Spiritualität im Dorfkern von Scuol. Hier werden Veranstaltungen, Meditationen, Lesungen oder Qi Gong durchgeführt. Vor zwei Jahren wurde das Projekt mit der Idee lanciert, ein zusätzliches Angebot zur traditionellen Kirche anzubieten. Es sollte ein Schritt hin zur Beteiligungskirche sein; einer Kirche, die von Pfarrern und Gläubigen gemeinsam gestaltet wird.

UNGEWISSE ZUKUNFT. Heute kann Flurinda Raschèr, Mitinitiantin von «L'Oasa», eine positive Zwischenbilanz ziehen. «Unsere Veranstaltungen werden gut besucht», sagt sie. Ein Problem gibt es aber dennoch bei «L'Oasa» – die Finanzen. Das Projekt wird nur während der dreijährigen Pilotphase von der Stiftung Fondia unterstützt. Bis in einem Jahr muss eine Lö-



Mitten in der Einkaufszone von Scuol gibt es eine spirituelle Oase

sung gefunden werden, sei es mit Sponsoren oder mit den Kirchgemeinden der Region. «L'Oasa» könnte Aufgaben übernehmen, welche die Kirchgemeinden nicht abdecken können», meint sie. Ziel ist also eine engere regionale Zusammenarbeit mit gegenseitigem Nutzen. Der Erfolg von «L'Oasa» zeigt jedenfalls: Das Bedürfnis nach einem zusätzlichen Angebot in der Kirche besteht.

FADRINA HOFMANN ESTRADA

marktplatz.

INERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31



In Menschen investieren trägt Früchte

Ob Schneiderin, Bauer oder IT-Beraterin: KleinunternehmerInnen ernähren ihre Familien, schaffen Arbeitsplätze und zahlen ihre Kredite zuverlässig zurück.

Oikocredit ist die grösste private Investorin gegen Armut. Oikocredit bündelt die Einlagen vieler AnlegerInnen und gibt sie in Form von fairen Darlehen weiter. Wenn auch Sie Ihr Geld sinnvoll und sozial verantwortlich anlegen wollen, dann zeichnen Sie Anteilscheine von Oikocredit.



Oikocredit deutsche Schweiz
Elvira Wieggers, Geschäftsführerin
044 240 00 62
deutsche.schweiz@oikocredit.org
www.oikocredit.ch

REPORTAGE/ 1 Haus, 5 Stockwerke, 50 Bewohner, 1000 Geschichten: In der «Herberge zur Heimat» in Zürich haben obdachlose Männer ein Zuhause gefunden. «reformiert.» hat einen Tag dort verbracht.

EDITORIAL

MARTIN LEHMANN
ist «reformiert.»-
Redaktor in Bern



... und fanden eine Herberge

Die Weihnachtsgeschichte ist eine schöne Geschichte: Sie erzählt von Hoffnung und Neubeginn, von Mutterglück und Vaterstolz, von singenden Engeln und grosszügigen Königen. Aber sie erzählt auch davon, wie ein Mann und eine Frau auf der verzweifelten Suche nach Obdach sind. Wie sie allenthalben auf Ablehnung und zugeschlagene Türen stossen und wie sie, «weil sie in der Herberge keinen Platz finden» (Luk. 2, 7), schliesslich abseits, zwischen Getier und Gerümpel, in einem Stall unterkommen – bevor sie wieder flüchten müssen vor einem Despoten.

HELL UND DUNKEL. Jene, die auf den folgenden Seiten vorgestellt werden, haben einen Platz in der Herberge gefunden – buchstäblich: in der «Herberge zur Heimat» in Zürich, einem Wohn- und Durchgangsheim für fünfzig obdachlose und alleinstehende Männer. Männer, die irgendwann und irgendwie aus der Bahn geworfen wurden. Die meist auf eine lange Sucht- oder Krankengeschichte zurückblicken. Die keine Angehörigen mehr haben. Oder solche, die nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollen.

ARM UND REICH. Die «Herberge zur Heimat» in Zürich liegt mitten im Oberdorf, zwischen Luxusläden und Edelboutiquen. Und so treffen in diesem Quartier stets auch zwei Welten aufeinander: jene der Emporgekletterten auf jene der Runtergefallenen. 2000 Jahre nach der ersten Weihnachtsgeschichte ist nämlich auf Erden vieles gleich geblieben: Noch immer gibt es Palastmenschen und Stallmenschen, Mächtige und Ohnmächtige, Wohlstand und Armut, Glück und Elend. Daran darf und soll man sich stören – an Weihnachten sowieso.

Fingerzeig: Hilfe für Obdachlose

DELFBUCHER, ANOUK HOLTHUIZEN TEXT / ANDRI POL BILDER

7:04

Beim Eingang

Monumental reckt sich der steinerne Finger in den grauen Himmel. Das moralische Mahnmal – es soll darauf hinweisen, dass hier christliche Hilfe geleistet wird – ist über dem Portal der «Herberge zur Heimat» angebracht. Der beissende Zigarettenrauch im Hauseingang verrät aber, dass hier keine stocknüchternen Gesundheitsapostel regieren. Jetzt, kurz nach sieben Uhr, sind jedenfalls im Raucherraum mehr Leute bei der Morgenzigarette anzutreffen als im Restaurant beim Zmorge.

Dort sitzen ein paar Männer schweigend vor ihren Tellern. Nur in der Ecke gehts schon lebhaft zu: Kurt Frehner*, ein feuriger Homo politicus, debattiert fürs Leben gern; so gern, dass er gar nicht merkt, dass sein Visavis zu dieser frühen Stunde noch gar nicht aufnahmebereit ist. Aber Frehner erklärt ihm unbeirrt, dass es Jerry Brown geschafft habe, Gouverneur von Kalifornien zu werden. Frehner interessiert sich für alles, und als NZZ-Leser kommen ihm Wörter wie «dereguliert» oder «restrukturiert» leicht über die Lippen – aber hinter seiner klugen Rede offenbart sich bald das Drama: Da ist ein intelligenter Mensch aus der Bahn geworfen worden. Oder wie er selbst sagt: «Irgendwann bin ich durchgeknallt.» Frehner hat schwere Depressionen – seit er vor zwanzig Jahren den Job bei der PTT hinge-schmissen hatte und durch Indien gereist war: «Als ich zurückkam, fiel ich in ein Loch. Ich gab meine Beziehung auf, und, tammi, ich fand einfach keinen Job mehr.»

Jetzt lebt Frehner in der «Herberge zur Heimat», konsumiert seine Psychopharmaka genauso regelmässig wie die Zigaretten – und hadert mit dem Schicksal. «Als Fünfzigjähriger hat man es schwer hier. Den Alten ist es egal, dass die Tür pünktlich um 23.30 Uhr zugesperrt wird und man keine Frauen aufs Zimmer nehmen kann – uns Junge aber ärgert das.»

8:30

Restaurant

Dabei ist das Regime liberal: In der «Herberge zur Heimat» wird niemand bevormundet, die Bewohner sollen keinem «Rehabilitationsdruck» mehr ausgesetzt werden, wie es Heimleiter Maurus Wirz ausdrückt: «Die meisten haben eine lange Achterbahnfahrt durch soziale Institutionen, Therapieeinrichtungen und psychiatrische Kliniken hin- ▶



Weitsicht: Blick von der Dachterrasse



Information: Offenes Ohr am Empfang



Gemeinschaft: Nacht in der WG



Rückzug: Lektüre im Fernsehzimmer

► ter sich. Wer sie zur Abstinenz zwingt, schränkt ihre Lebensqualität ein», sagt Wirz nüchtern. Trotzdem kommt das Bier nur im Bauch in die Herberge – nicht in der Büchse. Wer Alkohol reinschmuggelt, muss mit einer Verwarnung rechnen, und fortgesetzte Regelverstöße können zum Ausschluss führen.

Was von den Bewohnern unisono geschätzt wird: dass das Heim mitten in Zürich liegt, unweit von Bellevue, See und Limmatquai. Herbert Scheidegger macht fast täglich einen Ausflug auf den Zürichberg. Er fällt auf mit seiner schlohweissen Mähne und seiner Brille, die er mit Vogelfederchen geschmückt hat. Vögel spielen sowieso eine grosse Rolle in seinem Leben. Denn auf dem Weg hinauf zum Zoo zählt er nach einem ganz besonderen System die Spatzen: «nach dem Dualsystem von IBM». Dabei hat er festgestellt, «dass es nur noch 400 sind und nicht mehr 600 wie früher». Das erzählt er Christoph Sigrüst, dem Heimpfarrer, der gekommen ist, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Der Einbruch der Spatzenpopulation ist für Scheidegger ein schlechtes Omen – aber es gibt Hoffnung: nämlich die jüngst entdeckte Galaxie, die dreizehn Milliarden Lichtjahre von der Erde entfernt liegt. «Es soll dort Wasser geben», sagt er zu Pfarrer Sigrüst – und witzelt bibelkundig: «Dazu passt doch gut der H2O-Psalms von David, nicht?» Sigrüst, der Scheidegger schon lange kennt und gelernt hat, sich in das dadaistische Denkgebäude des Spatzenzählers hineinzusetzen, rezitiert geistesgegenwärtig den Psalm 23: «Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum Ruheplatz am Wasser.»

Um diese Krankschreibungen gehts jetzt auch im Teamrapport. Denn Herr Reber hat seine Absenz weder seiner Bezugsperson noch der Pflegerin auf der Krankenstation mitgeteilt. Auch über Herrn Lutz wird diskutiert, der seit Wochen zu wenig isst. «Ich habe einen nicht angerührten Teller unter seinem Bett entdeckt», sagt eine Betreuerin. Alle sollen nun sein Essverhalten im Auge behalten.

10:05 Wohngemeinschaft

Vom Rapport geht Betreuerin Frida Lieber direkt hinauf in den fünften Stock, wo neun Insassen in einer Wohngemeinschaft leben. Frau Lieber begrüsst ihre Männer mit grossem Hallo und nimmt den Staubsauger in die Hand. «Sonst machen die Männer alles selbst, aber aufnehmen und saugen, das machen wir», sagt sie. Einmal pro Woche, immer am Mittwoch, wird hier selbstständig gekocht: «als Übung, damit die Männer vielleicht dereinst den Sprung ins unbetreute Wohnen schaffen», wie Frida Lieber sagt.

Auch Markus Augsburgers wohnt in der WG, in einem Zimmer mit Blick aufs Grossmünster. Von seiner gepflegten Erscheinung, seiner kultivierten Sprache und seinem höflichen Auftreten her würde niemand darauf kommen, dass ihn das Schicksal an den Rand der Gesellschaft gedrängt hat. Aber er ist, wie viele andere hier, in eine tiefe psychische Krise geraten. Heute hat er wieder Tritt gefasst und bearbeitet in einer geschützten Werkstatt «Versicherungsdossiers, die auch in Französisch und Italienisch verfasst sind», wie er stolz sagt.

Aber ins raue Wirtschaftsleben wechseln will er trotzdem nicht: Zu alt sei er, zu lückenhaft seine Berufsbiografie und zu gross seine psychischen Schwankungen. Ohnehin mag er jetzt nicht über Zukunftsperspektiven reden. Lieber erzählt er von seinem Steckenpferd Origami, der asiatischen Papierfaltkunst. Besonders gern präsentiert er den Aureliusstern, von dessen dreissig Teilen jeder sechszehnmals gefaltet ist.

9:20 Teamzimmer

Im ersten Stock, vor dem Arztzimmer, warten die ersten Bewohner auf die Visite: auch Hans Reber, der seit einer Woche seiner Arbeit in einer geschützten Werkstatt nicht mehr nachgehen kann und hofft, vom Heimarzt krankgeschrieben zu werden.

FACTS & FIGURES

HERBERGE, HISTORISCH

«HEIMAT FÜR RANDEXISTENZEN»

Mitte 19. Jahrhundert setzte europaweit ein regelrechter Gründerboom von evangelischen Herbergen ein: Besorgt, dass mittellose Wanderer auf der Gasse dem Alkohol verfallen würden, gründeten protestantische Pfarrer 1854 in Bonn die erste «Herberge zur Heimat». Dutzende sollten folgen, auch in Bern, St. Gallen und Zürich (1866). Die Herbergen wollten aber nicht nur fürs leibliche Wohl der Einkehrenden sorgen, «sondern auch auf ihre sittlich-religiöse Bewahrung und Förderung einwirken», wie Carl August Meier, einer der ersten Herbergsväter des Zürcher Wandergesellenheims, betonte. Die Geschichte der «Herberge zur Heimat» in Zürich ist auch ein Spiegel der Wirtschaftsgeschichte der Stadt: Zwischen 1920 und 1940 beherbergte das Haus an der Geiger-

gasse 5 im Oberdorf vorab Arbeitssuchende und Bettler. In den Sechzigern fanden viele Saisoniers eine Bleibe. Ab 1970 wurde die Herberge vermehrt zur «Heimat für Randexistenzen» (NZZ), für Drogenkonsumenten und psychisch Kranke. 1983 wurde das von einer Stiftung der evangelischen Gesellschaft getragene Haus totalsaniert, die Bettenzahl auf 50 halbiert (36 Einzel-, 7 Doppelzimmer). Die Auslastung von 99,4% zeigt: Die Herberge ist beliebt, vor allem unter älteren Menschen. 31 Bewohner sind über 60 Jahre alt. Für viele ist die weiterhin Männern vorbehaltene Herberge, die auch über eine Leichtpflegestation verfügt, tatsächlich zur Heimat geworden: 39 der 50 Bewohner wohnen ganzjährig dort. **BU**

www.herberge-zh.ch



Handwerk: Anzündhilfen fürs Cheminée

10:45

Wäscherei

In der Wäscherei faltet Ruedi Escher akkurat und ohne Eile Leintücher. Sein glasiger Blick ist gezeichnet von der dauernden Einnahme starker Medikamente. Sie bestimmen seine Fühlen und sein Denken. Escher spricht von unerwünschten Nebenwirkungen, pharmakologischen Besonderheiten und mangelnder Therapieeffizienz. Die Wortwahl zeigt: Man hat es mit einem Mann zu tun, der sich früher die Welt erschloss, indem er Buch um Buch verschlang. Aber seine Bibliothek existiert nicht mehr, er sei, wie er sagt, «irrtümlich zwangsgeräumt» worden. Nach der Matur gab es nur noch berufliche Abbrüche und ins Leere gehende Anfänge. Neuerdings versucht er es als Gasthörer an der Universität im Fach Publizistik. «Ich kann mir durchaus vorstellen, einmal wieder allein zu wohnen.» Nur fürchte er seine Müdigkeit.

12:20

Dachterrasse

Kein Ziel vor Augen: Das haben viele hier. Kurt Baumann, der sich für die Verdauungszigarette auf die Dachterrasse zurückgezogen hat, sagt: «Wir sitzen hier herum wie die Schauspieler im Theaterstück «Warten auf Godot» von Samuel Beckett.» Baumann, Mitte fünfzig, sieht aus wie ein Rocker: lange Haare, Ledergilet, schwarzer Pulli. An der linken Hand trägt er einen Siegelring: «Den hab ich meinem Vater abgenommen, als er auf dem Totenbett lag.» Baumann hat das Lehrerseminar besucht, in einem Erziehungsheim gearbeitet und dann auf Plakatmaler umgesattelt. «Ich habe 34 Plakate für die Filme von Bud Spencer und Terence Hill gemalt – dabei kann ich die zwei Typen nicht ausstehen!» Warum er in der Herberge wohnt, weiss er nicht genau. «Die Leute meinen wohl, ich sei gaga.» Später wird er von Alkoholproblemen berichten. Baumann will so schnell wie möglich wieder eine eigene Woh-

nung. «Das hier ist das Neandertal: Wir haben nicht mal Computer, und die Leute sind alle verrückt.» Nutten und Künstler, das sei seine Welt. Er drückt die Zigarette aus und sagt nachdenklich: «Aber vielleicht sollte ich mich doch hier einrichten.» Immerhin habe Wilhelm Busch gesagt: «Wer allein ist, hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut.»

13:40

Atelier

Im Atelier können die Bewohner vor- und nachmittags zwei Stunden arbeiten. Bruno Wüthrich, ein Mann mit sprachlichem Erfindungsgeist, hat für den Ort längst einen Namen gefunden: Burg zu Hölzli. Dies sei ja nicht mit dem Burghölzli, der Psychiatrischen Klinik, zu verwechseln, «das sollte sowieso Burgtheater heissen, wegen der raschen Auf- und Abtritte der Patienten». In der Burg zu Hölzli werden Hölzli gespalten, um eine Zündschnur gerollt, in Wachs getaucht und schliesslich als Anzündwürfel verkauft. Vier Franken pro Stunde verdient, wer mitarbeitet. Heute schaut René Sonderegger, der Zivildienstleistende, zum Rechten. «Wir hoffen, dass neben der sinnvollen Beschäftigung auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht», erklärt er. Sogleich lästert Wüthrich: «Und das fröhliche Personal, das uns einmal im Monat grüsst, leistet einen guten Beitrag dazu.» Gelächter. Ohnehin ist die Stimmung im Atelier gut, und Wüthrich sagt versöhnlich: «Ich bin froh über das Arbeitsangebot, das dem Tag eine Struktur gibt.» Im Nachsatz kann er sich aber einen Spruch nicht verkneifen: «Und Strukturen sind bekanntlich das Allerwichtigste in der Schweiz.» Gelächter.

15:40

Teamzimmer

Nachmittagsrapport. Ein Bewohner hat zwei Arzttermine verpasst – wie konnte das passieren? –, und

BEAT WERTHMÜLLER, BEWOHNER

«HIER HABE ICH MEINE RUHE»

Beat Werthmüller* ist oft im Raucherzimmer anzutreffen. Mit kerzengeradem Rücken sitzt er dann an einem Tisch, trinkt Kaffee und beobachtet mit seinen dunkelbraunen Augen, wer ein und aus geht. Zwischen dem linken Zeige- und dem Mittelfinger glimmt ununterbrochen eine Zigarette. Dort, wo der Filter die Haut berührt, sind dunkelbraune Flecken. Manchmal versucht er sie wegzuputzen. Dann kratzt er so fest, bis es blutet.

Werthmüller ist 58 Jahre alt. Bevor er vor einem Jahr in die «Herberge zur Heimat» einzog, hatte er einige Monate auf den Strassen Zürichs gelebt. Zwischendurch auch mal in einer Einzimmerwohnung in Affoltern. Vorher in einem Zimmer der Heilsarmee und noch früher in einer therapeutischen Wohngemeinschaft. Bis zu seinem 43. Geburtstag war sein Leben in geordneten Bahnen verlaufen. Er arbeitete als selbstständiger Rechtsberater und hatte eine Partnerin. Dann wurde er krank. «Paranoide Schizophrenie», sagt er nur. Nach einem Aufenthalt in der Klinik konnte er nicht in seinen Beruf zurück: «Es hatte sich herumgesprochen, dass ich Wahnvorstellungen hatte.» Man habe ihm angeboten, gratis in einem Anwaltsbüro zu arbeiten. Das liess sein Stolz nicht zu: «Ich lehnte ab. Warum sollte ich das tun?»

In der Herberge fühlt er sich wohl. «Ich habe meine Ruhe, das ist nicht in allen Heimen so.» Er unterhält sich ab und zu mit Männern im Haus, aber das seien keine Freundschaften. Seine Schwester hat er seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen: «Sie will nichts mehr mit mir zu tun haben.» Auch Bekannte von früher sieht er nicht mehr: «Sie können wohl nicht mehr mit mir umgehen.» Morgens spaziert Werthmüller häufig dem See entlang. Dort, wo er schon als kleiner Junge an der Hand seiner Eltern ging. Nachmittags spaltet er im Atelier Holz, das zu Anzündhilfen zusammgebunden wird. Das gefalle ihm.

Beat Werthmüller liest gerne Bundesgerichtsurteile. Dann überlegt er sich jeweils, wie er entschieden hätte. Auch studiert er Mathematikbücher. «In der Mathematik ist alles beweisbar. Richtig und falsch hängen von der Logik ab und nicht von Brauchtum und Sitten. Unser Leben ist sowieso überreglementiert.» Er verstehe zum Beispiel nicht, warum es einen Zwang zum Tragen von Krawatten gebe oder warum sich Frauen so und Männer so verhalten sollen. «Die offizielle Rechtsordnung würde genügen!», ereifert er sich. «Wir brauchen nicht so unsinnige Regeln.» Er zieht an seiner Zigarette und schweigt lange. **AHO**

LENA GUJER, BETREUERIN

«MANCHMAL BRAUCHT ES SANFTEN DRUCK»

«Dies ist mein erster Job auf meinem Beruf als Pflegefachfrau. Ich bin 28-jährig und mache meine Arbeit in der «Herberge zur Heimat» sehr gern. Hier leben Menschen, die man im Alltag draussen kaum sieht. Ich darf an ihren Lebensgeschichten teilhaben und für sie da sein. Für einige Männer bin ich wie eine Mutter, und das geniessen sie. Ich bekomme viel zurück. Es ist schön, wenn ein Bewohner und ich es hinbekommen, dass er regelmässig ins Atelier geht. Oder sich duscht. Denn das kann ein Kampf sein: Die Hygiene ist vielen Männern hier nicht mehr wichtig. Wenn ein Mann sich weigert zu duschen, versuche ich es mit sanftem Druck. Zum Beispiel indem ich sage, er bekomme sein Tag-

geld erst, wenn er sich gewaschen habe. Aber letztlich setze ich das nicht als Zwang ein: Wenn einer sich dann nur kurz mit dem massen Kamm durch die Haare fährt und anschliessend behauptet, er habe geduscht, dann ist das okay.

Ich erlebe auch sehr anstrengende Momente, denn manche Bewohner erfordern viel Geduld. Auch tut es weh, zu sehen, wenn ein Mann, der durch den Alkohol bereits krank ist, sich weiterhin am frühen Morgen zuerst einige Flaschen Bier kaufen geht. Oder wenn jemand abends betrunken im Eingang liegt und ich ihn reintragen muss. Aber ich habe akzeptiert, dass meine Möglichkeiten zu helfen, nicht unendlich sind.» **AHO**

CHRISTOPH SIGRIST, HEIMPFARRER

«DIE SPANNENDSTEN FRAGEN»

Zweimal im Jahr geht die Kollekte des Zürcher Grossmünsters an die «Herberge zur Heimat». «Im Oktober waren das 3800 Franken», freut sich Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist. Er ist der Seelsorger für die Herbergsbewohner, und für ihn ist klar, wie der aufgereckte Zeigefinger am Eingang zu verstehen ist: «Der Finger zeigt nach oben, zu Gott, für den alle Menschen gleich sind – egal, was für eine Leistung sie erbringen.» Der Pfarrer ist jede Woche einmal in der Herberge präsent. Dann setzt er sich ins Restaurant und spricht mit den Bewohnern über deren Nöte. «Bei diesen Gesprächen lerne ich unglaublich viel», sagt er. Fünf bis zehn Männer aus der Herberge kämen zudem regelmässig in seine Gottesdienste –

und stellten im Nachgespräch zur Predigt jeweils die spannendsten Fragen. Früher habe jeder Herbergsbewohner, der sonntags den Gottesdienst besucht habe, jeweils fünf Franken für die Kollekte mit auf den Weg bekommen – aber damit habe man wieder aufgehört: «Das Geld wurde meist verflüssigt.»

Sigrist ist sogar im Ausland für die Bewohner erreichbar – und kehrt etwa für eine Abdankung auch von weither zurück. Es seien jeweils die eindrucklichsten Bestattungen in der Zwölfbotenkapelle des Grossmünsters – «dort, wo sonst nur Staatsmänner verabschiedet werden» –, wenn die Herbergsleute einem der Ihren die letzte Ehre erweisen. **BU**

MAURUS WIRZ, HEIMLEITER

«FÜRS LEBEN SELBST VERANTWORTLICH»

Seit zwei Jahren ist Maurus Wirz der Herbergsleiter. Als «Landei» – er wohnt in Steinhausen ZG – habe ihn die Luft der Grossstadt Zürich gereizt. Und gereizt hat ihn vor allem das Konzept der Herberge, die den Männern langfristig eine Heimat bieten will. «Normalerweise werden Bewohner von IV-Heimen mit 65 Jahren zur nächsten Institution weitergewiesen», sagt Wirz. Dank der Leichtpflegeabteilung könnten ihre Bewohner bis zum Lebensende in der Herberge bleiben.

Das ist denn auch das Kernstück der Philosophie des Hauses: Nach einem meist langen Marsch durch zig Sozialinstitutionen sollen die Bewohner der «Herberge zur Heimat» nicht länger zur Re-

sozialisierung therapiert werden. Den Grundsatz, «jedem seinen eigenen Gestaltungsraum zu lassen», findet Wirz zentral. Mit niederschweligen Angeboten – etwa dem neu eingerichteten Arbeitsatelier – soll den Menschen ohne Druck eine Beschäftigungsmöglichkeit angeboten werden: «Das stärkt das Selbstwertgefühl und strukturiert den Tag.» Trotzdem: Für viele Bewohner ist die Herberge Endstation. Stumpft die Massierung solcher Schicksale, geprägt von Sucht und Scheitern, nicht ab? «Überhaupt nicht», sagt Maurus Wirz, «ohne Empathie kann man diese Arbeit nicht machen.» Fügt aber hinzu: «Wichtig ist allerdings auch, zu akzeptieren, dass jeder für sein Leben selbstverantwortlich ist.» **BU**

DR. ANDREAS ROOSE, HEIMARZT

«WIE DIE DEPENDANCE DES BURGHÖLZLI»

Eines stellt der langjährige Arzt der Herberge zur Heimat, Andreas Roose, gleich von vornherein klar: Das Etikett des idealistischen Arztes schätzt er nicht. «Das ist Sozialkitsch. Ich mache meine Arbeit in der Herberge genauso gern und genauso professionell wie in der Praxis.» Die Herberge zur Heimat, wo Roose jeden Mittwoch zwischen acht und neun Uhr für medizinische Konsultationen bereitsteht, ist in seinen Augen so etwas wie die kostengünstige Dependance der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli. Denn viele der Herbergsbewohner sind schizophrene oder leiden unter schweren Depressionen. «Aufgrund ihrer weniger schwer wiegenden Krankheiten wären sie im Burghölzli falsch platziert.»

Roose weiss aus jahrelanger Erfahrung, dass viele psychisch Kranke «sehr intelligent sind und darunter leiden».

Dass die Heimleitung keinen abstinenten Kurs fährt, begründet Dr. Roose ausdrücklich. «Das gibt den Bewohnern Freiheit und bedeutet Lebensqualität.» Gleichzeitig zieht er als Arzt gegenüber seinen Patienten auch klare Grenzen – dann, wenn es «ans Läßige» geht: wenn ein Alkoholiker eine Leberzirrhose oder ein Nikotinsüchtiger eine Lungenüberblähung hat. Dann wird Andreas Roose ultimativ. Und eines will er nicht unerwähnt lassen: Wenn jemand den Suchtmittelkonsum reduzieren will, kann er auf die Hilfe des Heimarztes zählen. **BU**

► einer erzählt offenbar herum, er müsse ins Gefängnis. Weiss jemand mehr? Alle schütteln den Kopf. Das Team macht sich Sorgen um ihn, er könnte sich etwas antun. Einer Betreuerin ist aufgefallen, dass Herr Wolf so gelb ist im Gesicht. Und Herr Mischler bekommt heute kein Znacht, wenn er nicht endlich duscht.

16:25

Wohngemeinschaft

Im Ofen schmort ein Hackbraten. Betreuerin Frida Lieber rüstet plaudernd Salat. Ihr einziger Zuhörer sagt nichts: Hans Reber – der Mann, der am Morgen beim Arzt war – sitzt regungslos am grossen Esstisch und schaut sie unter zotteligen Haaren an. Er assistiert beim Kochen, mag aber grad nicht Salat rüsten. Mag er dafür sein Zimmer zeigen? Herr Reber schaut auf, schweigt lange und sagt dann: «Jaja.» Er geht durch den Gang zum Zimmer ganz hinten. Links an der Wand steht ein Bett, gegenüber ein Tisch und ein Regal mit einer Musikanlage und einigen Büchern. Davor eine Gitarre. Spielen will Herr Reber aber nicht. Er steht einfach da, atmet hörbar ein und aus und sagt dann einen ungewohnt langen Satz: «Ich spielte früher in einer Blues-Rock-Band. Wir hatten dreissig Konzerte im Jahr.» Zwanzig Jahre sei das her. Hans Reber ist 53-jährig und lebt seit drei Jahren in der Herberge. Warum? Wieder schweigt er lange: «Ich war verwahrlot. Da sagte mein Beistand, ich könne hier leben.» Er dreht sich abrupt zur Tür. «Ich muss jetzt den Tisch decken.»

17:00

Raucherzimmer

Franz Dettwiler, ein Mittvierziger mit dunkelgrünen Augen und dichten schwarzen Haaren, steht unter der Tür, in der rechten Hand die obligate Zeitung. Mit der linken streicht er unentwegt über seinen Backenbart. «Ich weiss schon, dass im Container im Keller ein Loch ist und ...», sagt er, aber Kurt Frehner, der NZZ-Leser, unterbricht ihn lachend: «Du spinnst einfach. Wir kommen nie draus, was du sagst!» Dettwiler reagiert nicht. Gestikulierend spricht er in rätselhaften Sätzen über Banken und das Militär. Beat Werthmüller (vgl. Kasten S. 7), der alleine an einem Tisch sitzt und Kaffee trinkt, sagt leise: «Der arme Mann kann ja nichts dafür, dass er so verwirrt ist. Man darf nicht über ihn lachen.» Aber man hört ihn nicht.

17:30

Restaurant

Zum Abendessen gibt es Omelette mit Brätkügeli, Rahmsauce und Spinat. Die Männer setzen sich einzeln an die Tische im Restaurant und essen schweigend. «Die Leute essen fast immer allein», sagt Zivildienstler Jonathan Probst: «Das sind sie sich gewohnt, sie haben ja niemanden.»

20:00

Pflegeabteilung

Die meisten Männer sind jetzt in ihren Zimmern, die Linoleumflure sind leer. Durch die Türen klingen Fernsehgeräusche, Husten und Selbstgesprä-

che. In der Leichtpflegeabteilung ist es still. Hier leben zwölf Männer, die Hilfe beim Anziehen oder Waschen benötigen. Wächst die Pflegebedürftigkeit, müssen sie ins Pflegeheim.

In der Küche sitzt Betreuer Othmar Imhof. Er hat Nachtdienst. Über ihm hängt ein Foto eines Bewohners, der kürzlich gestorben ist. Viele Bewohner bleiben bis zum Tod in der Herberge. Stirbt jemand, wird am Empfang eine Kerze angezündet. «Manchmal kommt nicht mal eine Handvoll Menschen an eine Beerdigung, die meisten Verwandten wollen nichts mehr mit ihnen zu tun haben», erzählt Imhof. Er sei auch schon allein mit dem Pfarrer am Grab gestanden. Die Arbeit in der Herberge sei sehr streng, sagt Imhof, man müsse oft um kleinste Sachen kämpfen – etwa darum, dass ein Bewohner sein Zimmer aufräume. «Fast alle Bewohner nehmen Medikamente, vor allem Psychopharmaka; viele sind schizophran.» Es seien schwierige Menschen, aber wenn man durch ihre raue Schale an sie herankäme, erscheine viel Gutes. Jetzt, vor Weihnachten, würden sie oft von Menschen erzählen, die wichtig für sie gewesen seien. Ansonsten äusseren sich viele meist negativ über ihre Angehörigen: «Sie versuchen, sich von schmerzhaften Gefühlen zu distanzieren», vermutet Othmar Imhof. Er geht nun wieder hinunter ins Büro am Empfang: Einige Männer müssen noch ihre Medikamente abholen. Niemand bekommt sie mit aufs Zimmer: zu gross die Gefahr, dass sie falsch dosiert oder weggeschmissen werden.

21:10

Restaurant

Beat Werthmüller, Zivildienstler Probst, Betreuer Imhof und Onkel Robert jassen. Onkel Robert ist einer jener Männer, die niemand besucht. Um ihm ein Gefühl von Familie zu geben, hat ihn irgendwann irgendwer zum Onkel ernannt. Ab und zu kommt ein Bewohner herein. «Kann ich etwas für Sie tun?», fragt Imhof dann freundlich. Manchem macht er einen Tee, während die Jassrunde geduldig wartet. Die meisten Bewohner schauen kurz dem Spiel zu und verschwinden dann auf ihr Zimmer.

23:15

Im Flur

Wie jede Nacht macht Anton Keller seinen Kontrollgang: Er schaut, ob das Kalenderblatt für den nächsten Tag abgerissen ist. Wenn nicht, rüffelt er das Personal. Herr Keller ist am längsten hier, seit 28 Jahren.

Um 23.30 schliesst Betreuer Othmar Imhof die Eingangstür. Wer jetzt noch kommt, muss draussen bleiben. Das geschieht allerdings selten. Und wenn, wird auch mal ein Auge zuge-drückt. Je nach Wetter. Imhof macht einen letzten Rundgang durchs Haus. Im dritten Stock klopft er sachte an die Zimmertür eines Bewohners, der erkältet ist: «Brauchen Sie noch etwas?» Der Mann braucht nichts. Unten, in der Pflegeabteilung, verabreicht er einem Bewohner ein Medikament.

Jetzt ist alles bereit für die Nacht. Imhof geht ins Pikettzimmer im fünften Stock. Meistens ist es nachts still, und er kann durchschlafen. Manchmal geht der Feueralarm los oder drückt ein Patient in der Pflegeabteilung den Notrufknopf. Dann steht Imhof auf und schaut nach. In Panik gerät er schon lange nicht mehr.

*Die Namen aller Bewohner sind geändert.



Beschäftigung: Arbeiten in der Wäscherei



Aussicht: Fensterputzen im Treppenhaus



Schaltzentrale: Koordinieren am Empfang



Nachtruhe: Zuhause im Oberdorf

Wie reformiert ist reformiert.?

KRITIK/ Eine Fachkommission geht kritischen Stimmen aus der Leserschaft nach. Diesmal der Frage: Steckt in «reformiert.» auch drin, was draufsteht?

Der Namenswechsel zu «reformiert.» war des einen Freud und der anderen Leid: Denn beim «Kirchenboten» hatte man sich einen töflifahrenen christlichen Pöstler oder einen weitausschreitenden biblischen «Saemann» vorstellen können, während «reformiert.» zuerst einmal abstrakt klingt. Aber in Zeiten, in denen Menschen wegen umstrittener Äusserungen des Papstes auch aus der reformierten Kirche austreten, in Zeiten, in denen nicht nur bildungsschwache Zeitgenossen im Zürcher Fraumünster oder in der Berner Nydeggkirche anfragen, wann «Messe» sei, trägt es zur Klärung bei, wenn sich eine evangelisch-reformierte Zeitung schon rein namentlich zur Reformation und zur dauernden Reformbedürftigkeit ihrer Kirche bekennt.

Aber: Was ist reformiert? Und steckt in «reformiert.» auch drin, was draufsteht?

KIRCHENREFORM. Während Reformiertsein für die einen so etwas wie religiöses Tuttfritti bedeutet (nämlich den absoluten Individualismus!), und während Reformiertsein für andere vor allem bedeutet, nicht katholisch zu sein (keine Kerzen!), so gibt es doch klare historische und theologische Charakterzüge der Reformierten: eine städtische, religiöse Reformbewegung, die sich gegen die missbräuchliche Vermischung von Religion, Macht und Geld (das Opfer- und Ablasswesen) wandte und auf die biblischen Grundlagen zurückbesann – zurück zu den Quellen und zur Ideologiekritik! Deshalb von Anfang an die Verbindung von Humanismus und Reformation. Von Anfang an auch das demokratische Element: Nach theologischen Disputationen entschieden sich städtische Bürgerschaften (und nicht Fürsten!) für die Reform der Kirche auf der Basis von klaren Bekenntnissen. Von

Anfang an sollte Kirchenreform auch Gesellschaftsreform beinhalten: Kritik des Söldnerwesens, sozialetische Reformen des Armenwesens, Aufbau von Schulen – denn Bildung hilft zum Selberdenken und befreit aus falschen Bevormundungen. Biblische Orientierung, Wissenschaftsfreundlichkeit, demokratische Strukturen, sozialetische Sensibilität und Nüchternheit – so könnte man idealtypisch die Grundzüge der Reformierten umreissen.

ELCHTEST. Und nun also zum reformierten Elchtest: Als Leser von «reformiert.» schätze ich die Unabhängigkeit der Redaktion, mit der sie Struktur- und Themendiskussionen in unseren Kirchen aufgreift und dabei nicht nur die gewählten Kirchenbehörden, sondern auch Kritiker zu Wort kommen lässt. Mir gefallen die mehrseitigen Dossiers, weil sie gegenüber dem Kurzfutter der Pendlerzeitungen religiöse und ethische Fragen vertiefen, Menschen und Positionen vorstellen. Das Gewicht gesellschaftspolitischer Fragestellungen, die engagiert, sachlich und kontradiktorisch vorgebracht werden, entspricht genau dem Gewicht, welches der Sozialetik im reformierten Denken zukommt. Gut reformiert scheint mir die ethische Haltung dieser Zeitung zu sein: Nüchternheit, keine Diffamierung von Personen, keine Abwertung Andersgläubiger, keine Personalisierung, kein Hochjubeln von Promis. Ich vermisse etwas die Vermittlung biblischer Traditionen und reformierter Theologie – ist es wirklich reformiert zu meinen, das interessiere die Leute nicht? Elchtest trotzdem bestanden.

DR. NIKLAUS PETER
MITGLIED DER «REFORMIERT.»-REDAKTIONSKOMMISSION



NIKLAUS PETER

ist Pfarrer am Fraumünster in Zürich. Zudem ist der promovierte Theologe Mitglied der «reformiert.»-Redaktionskommission, die den Kurs der Zeitung kritisch begleitet. Ihr gehören weiter an: Martin Kuse, Pfarrer, Möriken; Claudia Hubacher, Synodalarätin, Schwarzenburg; Roland Jeanneret, Journalist, Bern; Stefan Hügli, Pfarrer und Journalist, Davos; Christine Stark, Theologin, Zürich.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Das letzte Abenteuer

WARTEN. Ich warte auf den Bus. Ich warte vor der Kasse. Ich warte auf die Post. Ich warte am Telefon. Ich warte auf einen Termin. Ich warte in der Schlange. Ich warte auf eine Auskunft. Ich warte im Wartezimmer. Ich warte auf grünes Licht. Ich warte und warte und warte. Manchmal warte ich auch auf ein Wunder.

WÜNSCHEN. Heute verbringt ein Mensch im Durchschnitt jeden Tag eine halbe Stunde mit Warten. Umgerechnet auf meine 58 Lebensjahre, ergibt das mehr als zehntausend Stunden. Ich habe nicht immer das Beste aus ihnen gemacht. Ich bin ungeduldig und warte nicht besonders gerne. Und doch bin ich überzeugt: Eine Welt ohne Warten wäre eine arme Welt. Wo nicht mehr gewartet wird, gibt es auch nichts mehr zu erwarten. Keine Zukunft, keine Wünsche und keine Hoffnungen mehr.

HETZEN. In der digitalisierten Gesellschaft werden die Wartezeiten zunehmend verkürzt. Das mag in mancher Hinsicht erfreulich sein, hat aber auch seine Tücken: Jetzt muss alles null Komma plötzlich funktionieren, auch der Mensch. Und bald sind wir so weit, dass wir zwar nicht mehr warten müssen, es aber auch nicht mehr dürfen. Pausenlose Betriebsamkeit ist dann Pflicht. Und warten ein Luxus, den sich nur noch wenige leisten können.

ABKÜRZEN. Geradezu provozierend mutet da der Advent an: ganze vier Wochen lang warten. Sehr effizient ist es nicht, was die alten Christen sich da ausgedacht haben. Ginge es nicht etwas schneller, Advent in einem Tag zum Beispiel? Und was ist mit dem Brauch, jeden Sonntag eine Kerze anzuzünden? Wie umständlich und zeitraubend, man könnte doch gleich alle vier Kerzen auf einmal leuchten lassen! An die Regel, dass beim Adventskalender nur ein Fensterchen nach dem andern geöffnet werden darf, habe ich mich schon als Kind nicht gehalten. Ich habe am 1. Dezember bereits das Fensterchen vom 24. geöffnet, obwohl ich ja längst wusste, was mich dort erwartet.

GEWINNEN. Das Wort Advent ist sprachgeschichtlich verwandt mit dem englischen «Adventure» und dem deutschen «Abenteuer». Während Adventures heute in unzähligen Varianten vermarktet werden, ist der Advent vielleicht eines der letzten wirklichen Abenteuer: Warten, einfach nur warten. Das ist gewiss nicht einfach und braucht etwas Übung. Aber schliesslich geht es hier um ein Abenteuer. Es gibt sogar etwas zu gewinnen: Zeit, in der nichts getan werden muss.

DÜRFEN. Warum will mein Computer jetzt diesen Text nicht speichern? Eine halbe Ewigkeit schon sehe ich auf dem Bildschirm bloss diese blöde Sanduhr, die mir anzeigt, dass die Maschine arbeitet und ich warten soll. Also ehrlich, jetzt reicht es mir dann! – Aber nein, wie konnte ich es nur vergessen: Wir haben Advent. Ich muss, nein: ich kann, oder noch besser: ich darf warten.

LEBENSFRAGEN

Kann es denn sein, dass wir nur gute Tage haben?

GLÜCK/ Das Leben gelingt, alles geht gut – ist das nicht zu schön, um Dauer zu haben? Wenn doch andere leiden?



FRAGE. Nun sind unsere Kinder «ausgeflogen». Alle drei haben mit Erfolg studiert oder einen guten Beruf erlernt. Sie haben tolle Stellen gefunden, wo sie gefordert und gefördert werden. Sie leben mit Partner beziehungsweise Partnerinnen zusammen und sind glücklich. Meiner Frau und mir geht es gut. Dafür sind wir Gott sehr dankbar. Nun aber befällt mich eine Angst: Wenn es eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt, müssten jetzt nicht Schwierigkeiten, Probleme, das Leiden in unser Leben kommen? Es kann doch nicht sein, dass es uns immer gut geht und anderen schlecht? W.M.

ANTWORT. Sehr geehrter Herr M., mit dem Thema «ausgleichende Gerechtigkeit» beschäftige auch ich mich oft. In den unterschiedlichsten Situationen habe ich Gott schon darum gebeten. Und gleichzeitig habe ich mich immer wieder gefragt: Ausgleichende Gerechtigkeit: Entspricht das dem, was Gott will? Oder ist es das, was ich gerne hätte? Oder wie in Ihrem Fall – es ist auch meine Situation – ist es das, was wir befürchten?

Nach unserer Vorstellung von Gott sollte er gerecht zu allen sein, er liebt alle und meint es mit allen gut. Aber da sind so viele, denen es nicht gut geht. Wir könnten sie verstehen, wenn sie darum ihren Glauben an Gott aufkünden würden. Und

schon ist sie da, die Idee vom Ausgleich, der sein müsste, von der ausgleichenden Gerechtigkeit, die sich Gott doch – aus unserer Sicht – auf seine Fahne schreiben müsste!

Wie haben unsere Altvorderen gesagt: «Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.» Wenn wir oder unsere Lieben leiden, stellt uns das immer an die Seite von vielen Menschen. Wenn es uns und unseren Lieben aber gut geht, entzieht uns das ein wenig den Boden unter den Füßen. Darum spricht man wohl auch vom «Schweben im Glück». Und wenn wir zu lange im Glück schweben, umgarnt uns vielleicht auf einmal die Angst, wir würden nächstens unsanft auf dem Boden aufschlagen. Mir scheint, dass das die Situation ist, in der Sie – auch ich – drin stehen. Wir denken: Irgendwann muss der Fall doch kommen. Werde ich mit ihm umgehen können? Werde ich ihn aushalten können?

Wenn ich nun Ihre Fragen beantworten soll, dann kann ich nur berichten, wie ich mich in dieser Situation zu verhalten versuche. Ich will mich für Menschen engagieren, denen es schlecht geht – gerade weil es mir, meiner Frau und meinen Kindern so gut geht! Weil ich

dafür bin, leiste ich Freiwilligenarbeit in unserer Gesellschaft. Ich engagiere mich für andere und versuche damit, meinen Teil an eine «ausgleichende Gerechtigkeit» beizutragen.

Ich bin sicher, dass Sie das auch tun, so wie ich Sie aus Ihren Zeilen wahrnehme. Das und Ihre Dankbarkeit über Ihre persönliche und familiäre Situation soll Ihnen zur Kraft werden. Und vielleicht können Sie sogar das, was Sie freiwillig für andere tun, noch ausbauen! Natürlich bleibt immer ein Rest Angst, dass uns nach den guten Tagen auch einmal die schweren einholen. Aber wir haben die guten Tage mit Dankbarkeit von Gott angenommen, so dürfen wir auch in den schweren auf ihn und seine Hilfe vertrauen. Das werden Sie und ich tun, wenn es so weit ist. Jetzt aber blicken wir auf das, was wir heute für andere tun können – ausgerüstet und gestärkt durch die erfahrene Dankbarkeit.

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info



ROMAN ANGST-VONWILLER

ist Theologe und arbeitet als Seelsorger in der «Bahnhofkirche» des Zürcher Hauptbahnhofs (rba@uav.ch)

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert

Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 95 51
Ostschweiz 071 640 05 50
Zürich 052 672 20 50 www.zum-du.ch

caviezel Beratung in allen Baufragen
Baunternehmung Planung • Bauausführung • Gutachten • Expertisen • Mediation

7418 Tomils
Telefon 081 655 16 16, 079 428 47 43, Fax 081 630 14 93



Sich zu Hause fühlen. Hell heisst bei uns wirklich hell und freundlich von der Juniorsuite bis zum Familienzimmer. Geniessen Sie 3-Stern-Service der Oberklasse auch im Speisesaal. Für ein romantisches Weekend oder erlebnisreiche Ferientage.

Hotel Artos, 3800 Interlaken, T 033 828 88 44, hotel-artos.ch

- Balkonverglasungen
- Glastüren
- Wintergärten
- Fenster und Haustüren
- «Glas nach Mass»

Glasbau Churwalden AG
Werkstatt Hauptstrasse 53,
Büro Aegertawäg 15, 7075 Churwalden
Telefon 081 356 24 11, Fax 081 356 22 62
Mobil 079 798 23 48
Email: glasbau-ag@bluewin.ch
Nachfolgebetrieb der Friess Bauelemente

Buchhandlung
Provini Berther
Bücher – Kerzen – Devotionalien

Lukmaniergasse 6, 7000 Chur
Tel. 081 252 14 73
Fax 081 250 10 32
www.provini.ch info@provini.ch

Ein Engagement von Menschen für Menschen mit Herz und Hand

Wir laden ein:

- gemeinsames Leben zu erfahren
- neue Schritte im Glauben zu tun
- berufliche Neuorientierung zu erleben
- und vieles mehr...

Diakonie Nidelbad und ihre überkonfessionelle Lebensgemeinschaft freut sich, Sie kennenzulernen.

Diakonie Nidelbad, Sr. Dora Schuricht
Eggrainweg 3, 8803 Rüslikon
Tel. 079 711 05 79
E-Mail: dora.schuricht@nidelbad.ch
www.nidelbad.ch

Besondere Geschenke für Kinder finden?

Kindern begeisternde Kindergottesdienste ermöglichen: Unterstützen Sie den Kind- und Kirche-Verband!



www.kik-verband.ch
PC 84-7050-3, KiK-Verband, Chileweg 1,
8415 Berg am Irchel

STEPPEBLÜTE KOMMUNITÄT
Kontemplation und Beratung
Lehrgang II - berufsbegleitende Weiterbildung 2011 - 2012



Die Ausbildung ist von der Swiss Coaching Association (SCA) anerkannt. Die Teilnehmenden erwerben das Zertifikat zum Coach SCA. Kontemplation, Stille, Persönlichkeitsentwicklung, Beratung neu entdecken, zum Ursprünglichen zurück, um das Eigentliche, Wesenhafte der eigenen Persönlichkeit zu erkennen... Sich auf diesen Entwicklungsprozess einzulassen sowie wache und fördernde Resonanz zu sein für Beratungssuchende, stehen im Fokus dieser Weiterbildung. Prägende eigene Gefühlsmuster sowie Menschen- und Gottesbilder werden reflektiert.

Kurzort: ... Steppenblüte Kommunität - Grimmialp - CH-3757 Schwenden/Dientgital
Beginn: ... 1. Kursmodul: Mittwoch, 19. bis Sonntag, 23. Januar 2011
Dauer: ... Grundkurs: Jan. 2011 - März 2012; 10 Kursmodule
Ganze Ausbildung Jan. 2011 - Nov. 2012; 15 Kursmodule à 3 - 4 Tage
Anmeldeschluss: 15. Dezember 2010
Infos: ... Das Detailkonzept sowie nähere Informationen unter www.steppenbluete-grimmialp.ch und beim Leitungsteam: Jürg W. Krebs - juerg.krebs@bluewin.ch
Sr. Emmy Schwab - sr.emmy@steppenbluete-grimmialp.ch

J. S. BACH

MAGNIFICAT D-DUR,
BWV 243 Konzertchor Zürcher Unterland
Orchester Conductus

&

KONZERT FÜR VIOLINE
UND ORCHESTER, A-MOLL,
BWV 1041 Valentin Akçağ | Solovioline

4. Dezember 2010 | 20 Uhr | Martinskirche, Chur

Kelly Landerkin | Sopran I
Isabelle Anderfuhren | Sopran II
Barbara Kandler | Alt
Mihailo Arsenski | Tenor
Peter Mächler | Bass
Donat Maron | Leitung

Tickets: CHF 50.- | CHF 40.- | CHF 25.-
Kinder/Legi/AHV: CHF 40.- | CHF 30.- | CHF 15.-
Abendkasse: jeweils eine Stunde vor der Aufführung
www.konzertchorzu.ch

Vorverkauf ab 2. November 2010:
Chur Tourismus, Informationszentrum am Bahnhof, Tel. 081 254 50 60

SCHENKEN Sie Ihrem SCHWIEGERVATER ein Stück Erde.



Und helfen Sie damit armen Bauern auf den Philippinen.

www.hilfe-schenken.ch

Geschenke von HEKS kommen doppelt an. Als Urkunde bei Ihren Liebsten und handfest bei Menschen in Not.

HEKS
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz

advico YOUNG & RUBICAM

AGENDA

REISEN

Pfingstprojekt. Im Rahmen des Pfingstprojektes organisiert die Kommission für Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit (OeME) der Ev.-reformierten Landeskirche Graubünden eine Begegnungs- und Studienreise nach Sabah/Malaysia. **Datum:** 29. 4. bis 13. 5. 2011; **Thema:** Sabah, ein multireligiöser, multiethnischer, multikultureller malaysischer Bundesstaat. Wie leben Christen als Minderheit in einem islamischen Staat? **Zielsetzung:** Kennenlernen der protestantischen Kirchen in Sabah, ihrer Geschichte, der Stärken und gesellschaftlichen Möglichkeiten. Kennenlernen und reflektieren des «Missionsauftrages» einst und heute. **Kosten:** pro Person, Basis Doppelzimmer 3950 Franken. **Anmeldung bis 15. 1. 2011.** Mitarbeitende (Angestellte wie Freiwillige) in der Ev.-reformierten Landeskirche Graubünden dürfen mit einem persönlichen Beitrag von 500 Franken rechnen. Vom 11. bis 17. 5. 2011 besteht die Möglichkeit, ein Verlängerungsprogramm zu buchen. **Reisedokumentation/Anmeldetalon** erhältlich bei der Fachstelle OeME: Christine Luginbühl, Postgasse 4, 7023 Haldenstein, 081 353 35 22, christine.luginbuehl@gr-ref.ch

ERHOLUNG

Kovive. Familien mit kleinem Budget verzichten auf vieles. Ferien sind meist unbezahlbar. In der Broschüre «Schneeplausch total 2010–2011» bietet das Schweizer Kinderhilfswerk Kovive Angebote für Kinder-/Jugendlager und Familienferien an. Damit Abstand und Erholung auch für Kinder und Familien mit kleinem Budget möglich sind. Die Preise der Kovive-Angebote sind stark reduziert. **Info:** www.kovive.ch

Gasteltern gesucht. Ein Viertel der Fläche von Belarus/Weissrussland ist wegen der Atomreaktor-explosion in Tschernobyl verstrahlt. Darunter leiden vor allem die Kinder. Deshalb lädt die Tschernobylhilfe Surselva seit achtzehn Jahren Kinder aus diesen verseuchten Gebieten zur Erholung ein. Die Kinder kommen vom **17. Mai bis 15. Juni 2011** in die Schweiz. Zur Unterbringung der Kinder suchen wir Gasteltern. Ausserdem sind Fahrer gesucht, welche bereit sind, die Kinder während der Zeit zu chauffieren. **Information/Anmeldung bis 20. Januar 2011:** 079 379 94 22 oder p.letsch@th-surselva.ch

KONZERTE

Chorkonzert. Leuchtende Werke aus Bachs einzigartigem Schaffen schlägt der Konzertchor Zürcher Unterland seinem Publikum zur diesjährigen Adventszeit vor. Johann Sebastian Bachs Magnificat in D-Dur ist geprägt durch die stimmungsvolle Einleitung des Orchesters, die Kürze der Sätze, die Wucht der Chöre und die einfühlsamen Arien der Solisten; dies unter der Leitung des in Zürich und Davos lebenden Donat Maron, Stimmbildner und Musikpädagoge. Rund hundert Sängerinnen und Sänger umfasst der Konzertchor Zürcher Unterland. **Datum:** 4. Dezember; **Ort:** Martinskirche, Chur.

Barockorchester. Das Zürcher Barockorchester «musica inaudita» spielt sein neuestes Konzertprogramm «Verleih uns Frieden gnädiglich». Unter der Leitung von Matthias Weilenmann spielt das Orchester Musik aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges. So ist aus jener Zeit ein Repertoire von

TIPP



Mitgefühl lindert die Trauer

Hilfe für Verwitwete

NEUER REGIOTREFF/ Der Verein Aurora ist eine Kontakt- und Informationsstelle für Verwitwete mit Kindern. Aurora will Betroffenen beistehen und sie – analog der römischen Göttin der Morgenröte Aurora – aus dem Schatten ans Sonnenlicht führen. Der Verein sieht sich auch als Lobby der alleinerziehenden Betroffenen und will das Verständnis für deren Probleme fördern.

NEU: Regionalgruppen in Chur, Eröffnung am 3. Dezember, ab 19.30 Uhr, Rest. Steinbock. **Info:** Erika Flammer, 081 723 78 15

unerhörter Farbigkeit überliefert. Das Programm des Zürcher Barockorchesters bringt das Lebensgefühl zwischen Hoffen und Bangen zum Erklingen. **Datum:** 5. Dezember; **Zeit:** 17 Uhr; **Ort:** Regulakirche Chur. **Information:** www.barockorchester.ch.

Abendmusik. Der Chor St. Johann singt mit Solisten und unterstützt von Perkussion, Gitarre und Klavier unter der Leitung von Otto Widmer die Weihnachtskantate Navidad Nuestra des argentinischen Komponisten Ariel Ramirez. **Datum:** 5. Dezember; **Ort:** Kirche St. Johann, Davos Platz; **Zeit:** 17 Uhr; **Information:** www.musikforum-davos.ch

RADIO-TIPPS

Radio Rumantsch. Pregia curta u meditaziun, dumengia, a las 9.15, repetiziun a las 20.15: **5.12.** Christoph Schneider, Zernez, reformà **12.12.** Chatrina Gaudenz, Turitg, reformà **19.12.** Tarcisi Venzin, Dardin, catolic **25.12.** Ernst Fuchs, Cuirra, catolic

Radio DRS 2. Gesprochene Predigten, sonntags um 9.45 Uhr: **5.12.** Ev.-reformierter Gottesdienst in Steckborn **12.12.** Hanspeter Betschart (kath.); Ruedi Heizer (ref./meth./freikirchl.) **19.12.** Li Hangartner (kath.); Pascale Käser-Huber (ref./meth./freikirchl.) **25.12.** Freikirchlicher Gottesdienst **26.12.** Franziska Loretan (kath.); Henriette Meyer-Patzelt (ref./meth./freikirchl.)

Radio Grischa. «Spirit, ds Kirchamagazin uf Grischa». Sendung mit Katharina Peterhans, sonntags, 9.20 Uhr. www.gr-ref.ch.

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 11/10: Dossier Minarettverbot war kein Ausrutscher

UNTERSCHIEDLICH

Vielen Dank, dass Sie sich weiter umfassend mit dem Islam beschäftigen! Es gibt gute und schlechte Christen, und es gibt gute und schlechte Muslime. Allerdings: Jesus wurde getötet und ist auferstanden, Mohammed tötete und ist gestorben. Der eine ist Mensch gewordener Schöpfer, der andere geschaffener Mensch. Das Neue Testament verdeutlicht die Sehnsucht Gottes nach Menschen. Der Koran enthält verschiedene Aufforderungen zu Gewalt gegen Ungläubige. Nur wenn wir, wie Thomas Wipf betont, vermehrt auf die Unterschiede der Religionen schauen, kommen wir uns selber und den anderen wirklich näher. **MARTIN WEIBEL, ZÜRICH**

UNDEFINIERT

Ich habe den Eindruck, dass all die äusseren Zeichen, die das Volk in letzter Zeit gezeigt hat, im Grunde damit zu tun haben, dass wir Angst haben. Angst davor, dass sich das Klima verändert, dass Vertrautheiten wegfallen, dass wir uns in einer veränderten Welt finden müssen. Ich meine darum, die Diskussionen müssten noch auf tieferer Ebene geführt werden. Welche Werte sind für unsere Gesellschaft unabdingbar? Wer sind wir? **MONIKA KELLER, METTMENSTETTEN**



REFORMIERT. 10/10: Dossier «Das Böse»

UNÜBERWINDBAR

Wenn Gott am Ursprung von allem steht, so lautet der zwingende Schluss, dass auch das Böse seinem Willen entspricht. Warum Gott das so will? Wir können nicht Rechenschaft fordern von ihm, doch zwei Überlegungen helfen vielleicht weiter. Zum einen: Gott gibt dem Menschen Freiheit. Seine Gebote sind keine Naturgesetze. Sie sind Forderungen, denen der Mensch nachkommen kann – oder auch nicht. Das gehört zum Wesen der Freiheit. Dazu gehört auch, dass der Mensch die Folgen des Ungehorsams zu tragen hat. Zum anderen: Gabe des Mensch auf einen starr festgelegten Weg ohne Abweichungsmöglichkeiten verwiesen, dann gäbe es auch das Gute nicht. Woher wissen wir nun aber, was gut ist? Die Lehre Jesu, sein

Leben und Sterben geben Antwort. Zwar sind wir aufgerufen, gegen das Böse zu kämpfen, aber wir allein werden das Böse als Prinzip nie zu überwinden vermögen. **RUDOLF FRIEDRICH, WINTERTHUR**

UNNÖTIG

Herzlichen Dank für eine weitere gegläuckte Ausgabe von «reformiert.»! Es tut wahrlich gut, zwischendurch eine Zeitung mit Lösungsansätzen zugestellt zu bekommen, wie sie Werner de Schepper im «üblichen» Journalismus vermisst. Warum er aber trotz seiner Einsichten das Bild eines blutigen Bügeleisens zum Informationsauftrag einer Tageszeitung zählt, ist mir nicht klar. Weshalb muss ich überhaupt wissen, dass das geschehen ist? Und wenn ich es wirklich wissen muss: Würde es nicht reichen, die Tatwaffe meiner Fantasie zu überlassen? Die Lokalpresse würde bereits in einem viel aufbauenderen Gewand daher kommen, wenn der «Informationsauftrag» auf das Wesentliche beschränkt würde – ganz im Sinne von: Wie viel Unheil kann allein durch Nichtschreiben – verhindert werden! Eventuell hätten wir so wieder mehr Kapazitäten für ein empathischeres Mitgehen mit unseren effektiv «Nächsten». Herzlichen Dank an die Redaktion für die vielseitigen Beiträge! **@MONIKA AMSLER**

UNVOLLSTÄNDIG

«Das Böseste ist die Anmassung, entscheiden zu wollen, wer ein Anrecht auf Leben hat», sagt der Philosoph Hans Saner. Er hat recht – zu fünfzig Prozent. Denn man kann den Satz auch umkehren: Das Böseste ist die Anmassung, entscheiden zu wollen, wer ein Anrecht auf Sterben hat. **@WALTER BURRI**

REFORMIERT. 10/10: Sterbehilfe «Ethische Zumutung»

UNSTATTHAFT

Einmal mehr wird in «reformiert.» die Sterbehilfe thematisiert, und zwar auf eine Art, die meiner Meinung nach der Kirche heute nicht zusteht. Ich fühle mich als Kirchenmitglied bevormundet. Mich dünkt es anmassend, wenn die Kirche, Ärzte, Richter oder sonst jemand für mich entscheiden will und dazu gewisse festgelegte Kriterien wie Todesnähe usw. beansprucht. Diesen Entschieden fälle ich mit meinem Gewissen, meinem Verantwortungsbewusstsein gegenüber meinen Nächsten und gegenüber Gott. Dazu brauche ich kein Theologiestudium. Ich brauche erstens eine Patientenverfügung und zweitens – für den Fall, dass ich einen Freitod wünsche – eine kompetente, neutrale und sehr einfühlsame Person, mit der ich über alles sprechen kann. Dabei kämen sicher auch Alternativen zum Freitod zur Sprache. Hier sähe ich eine sehr vornehme und schöne Aufgabe für die Kirche, aber dazu bedürfte es noch eines grossen Umdenkprozesses. Wie schön wäre es, wenn die Kirche mithelfen würde, Menschen vor einem unwürdigen, gewaltsamen Tod, der ja für Umgebung und Angehörige immer eine Katastrophe ist, zu bewahren. **ELSBETH HALDEMANN, UETENDORF**

UNWIDERRUFLICH

So stell ichs mir vor: Ich bin 75 Jahre alt aber leider sehr gebrechlich, liege im Altersheim

oft auf meinem Bett, sinne nach. Gerade denke ich an meine Kindheit zurück, an meinen Vater, die Geschwister. Wir sind alle zusammen auf dem herbstlichen, vernebelten Rübenacker. Die Rüben sind geputzt, Kraut und Wurzel entfernt. Gerade ist der Vater mit dem Fuhrwerk und den Pferden angekommen, um die Runkeln zu laden. Er liebt uns, seine Kinder. Während des Aufladens der Rüben scherzen wir ... Mitten in meine Gedanken öffnet sich die Türe. Was wollen diese streng blickenden Ärzte und Pfleger? Plötzlich durchfährt es mich heiss und gleichzeitig kalt. Das ist das jüngste Gericht, nun bin ich an der Reihe. Sie stehen um mein Bett und besprechen sich kurz, ich möchte etwas sagen, aber da schliesst sich hinter der Schar die Türe. Am Abend kommt die Pflegerin mit dem Becher. Sie sagt: Es geht ganz schnell. **REGULA CAVIEZEL, URMEIN**

KORRIGENDA

KUNST. In der letzten «reformiert.»-Ausgabe (Nr. 11) stimmt die Bildlegende zum Artikel «Spirituelle Schule des Sehens» nicht: Die Führung fand in Alvaschein bei Tiefencastel statt, nicht im Bergell. Der dritte Band von Dieter Matti ist nicht Südbünden, sondern Nordbünden/Surselva gewidmet.

reformiert.

IMPRESSUM/
«reformiert.» Graubünden
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden
Abonnemente/Adressänderungen: Südostschweiz Presse und Print AG Postfach 85, 7007 Chur, Tel. 081 255 50 50 abo.graubuenden@reformiert.info
Herausgeberkommission Präsident: Pfarrer Fadri Ratti, 7012 Felsberg
Redaktion Graubünden: Reinhard Kramm, Chur (Redaktionsleitung), Rita Gianelli-Bächler, Davos, Fadrina Hofmann Estrada, Scuol, Markus Dettwiler, Filisur (Vertretung)
Redaktion Gemeindegeseiten: Markus Dettwiler, Filisur, Ursula Kobel, Bonaduz, Karin Friedrich, Saland
Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss
Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal
Adresse Redaktion: Wiesentalstrasse 89 7000 Chur, Tel. 081 356 66 80 redaktion.graubuenden@reformiert.info
Ausgaben: Jährlich 11 Nummern
Auflage Graubünden: 38 000 Exemplare Geht unentgeltlich an die Mitglieder der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden
Inserate: Anzeigen-Service: Preyergasse 13, 8022 Zürich Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09 anzeigen@reformiert.info
Inserateschluss (Ausgabe 24./27.12.2010): 1. Dezember 2010
«reformiert.»
«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info
Gesamtredaktion: Rita Jost, Samuel Geiser, Martin Lehmann (Bern), Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen, Sabine Schuppach Ziegler (Aargau), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Graubünden), Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Käthi Koenig, Christine Voss, Christa Amstutz (Zürich).
Blattmacher: Martin Lehmann. **Layout:** Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss.
Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal
Gesamtauflage: 720 000 Exemplare

CARTOON CRISTA

JÜRIG KÜHNI





Die Pfarrerin Erika Compagno fand durch Ikonen einen neuen Zugang zur Spiritualität

Theologische Arbeit auf goldenem Grund

IKONENMALEREI/ Nicht allein im Wort, auch im Bild, sucht Erika Compagno den Dialog mit dem Göttlichen.

Wenn Erika Compagno beim Schreiben einer Predigt nicht weiterweiss, setzt sie sich daheim an den Maltisch und stellt ihre Eitemperafarben auf. Immer ist Blattgold dabei. Die reformierte Pfarrerin der Kirchgemeinde Zürich Friesenberg malt seit sechs Jahren Ikonen: religiöse Bilder, wie sie die orthodoxe Kirche kennt – Gold als Farbe der Göttlichkeit spielt hier eine wichtige Rolle. Elf dieser Ikonen sind bis 11. Dezember in der «therebinte» (siehe Infospalte rechts) ausgestellt. «Es sind Abbilder, keine Bilder», präzisiert die Theologin. «Sie sollen auf das Göttliche verweisen und den Betrachter mit ihm verbinden.»

EINKEHR. Für das Malen einer Ikone gibt es Vorgaben: Sujets, Personen, Gestik und Farbgebung, die auf der byzantinischen Bildsprache gründen. Ausgehend von alten Vorlagen, wird eine Vorzeichnung in eine Holzplatte geritzt. Motive sind biblische Figuren und Geschichten, Heilige und Christus selbst. «Das Anfertigen einer Ikone braucht viel Zeit», sagt Compagno, «denn die Ausgestaltung der Vorgaben ist dem Maler überlassen.» Sie arbeitet manchmal drei Monate

an einer Ikone. Immer wieder geht sie an den Maltisch, denn es werden viele Schichten aufgetragen, und zwischen den einzelnen Malschritten müssen die Farben trocknen. Pro Tag male sie bis zu zwei Stunden. Das helfe ihr, Ruhe zu finden. «Plötzlich weiss ich, wie die Predigt weitergehen muss.»

NEUGIER. Erika Compagno malte schon als Kind. Im Elternhaus in Wien waren Farben und Pinsel in Mengen vorhanden – ihr Grossvater war Berufsmaler. Künstlerin wollte die junge Erika jedoch nicht werden. Stattdessen studierte sie Theologie. «Ich wollte Menschen zeigen, dass der Weg mit Gott einfacher ist», begründet sie. Mit 26 Jahren zog sie ins Land ihrer grossen Liebe, in die Schweiz, und heiratete einen Bündner; ihre drei Kinder sind gegenwärtig im Teenageralter.

Zur Ikonenmalerei kam sie aus Neugier: Sie besuchte einen Kurs im Lassalle-Institut in Zug. Als der Lehrmeister Abraham Selig ihr am ersten Tag auftrag, Maria zu malen, habe sie mit Verwirrung reagiert. Lachend erzählt sie: «Ich dachte: Ich, eine reformierte Pfarrerin, soll als

Erstes Maria malen? Ich wollte doch Christus malen!» Der Lehrer blieb hartnäckig. Und damit begann für sie eine «theologische Befreiung».

LICHT. Erika Compagno entdeckte eine Marien-Theologie, die sie sehr ansprach. «In der orthodoxen Theologie wird betont, dass Maria eine normale Frau war. Es ist keine Rede von der Jungfräulichkeit ihrer Mutter Anna.» Auch Ostern werde anders gedeutet. Im Vordergrund stehe nicht die Foltergeschichte Jesu, dessen Opfer die Menschen von ihren Sünden erlöst, sondern sein realer Tod. «Jesus nimmt das Licht mit in die Grabeshöhle, in die Dunkelheit.» Damit gebe es keinen Ort mehr ohne göttliches Licht – ein Gedanke, der Erika Compagno sehr wichtig ist.

HILFSMITTEL. In den Gottesdiensten verwendet Compagno manchmal Ikonen, um die Gemeinde zum Denken und Diskutieren anzuregen. Die orthodoxe Theologie käme ihr nicht in die Quere. «Für mich ist sie eine Erweiterung des persönlichen Denkradius, ein Hilfsmittel, um in den Dialog mit dem Göttlichen zu treten.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

Ausstellung

Die Ausstellung «Ikonen: Dialog mit dem Heiligen» in der «therebinte» dauert bis 11. Dezember. Gezeigt werden Ikonen von Erika Compagno und Josua Boesch sowie alte Ikonen aus orthodoxer Tradition. Am 4. Dezember von 10 bis 12 Uhr finden ein Werkstattgespräch und eine Führung statt.

THEREBINTHE, Breitloosstrasse 1, Kilchberg. Samstag, 14 – 18 Uhr, Dienstag, 19 – 21 Uhr. Finissage: 11. Dez., 15 Uhr.

GRETCHENFRAGE

IREN MEIER

«Alles wird hier über die Religion definiert»

Wie haben Sies mit der Religion, Iren Meier?

Meinen Glauben möchte ich mit einem Bild illustrieren: verankert in der Erde, verbunden mit dem Himmel ... Mit meinem katholischen Kinderglauben hat das nicht mehr viel zu tun. Mir ist heute die innere Freiheit wichtig, aber auch immer wieder die Stille, die Meditation.

Sie leben ja in der unruhigsten Gegend der Welt – und gleichzeitig im Schnittpunkt von drei Weltreligionen. Welche Rolle spielen diese Religionen in Ihrem Alltag?

Für mein persönliches Empfinden spielen sie eine zu dominante Rolle. Alles und jedes wird hier über die Religion definiert. Das ist oft unerträglich. Vor allem, wenn gleichzeitig im Namen dieser Religionen so viel Unrecht passiert. Im Leben von einzelnen Menschen mag der Glaube Frieden stiften, aber in der Gesellschaft und in der Politik erlebe ich immer wieder, dass Religion nur als Machtinstrument eingesetzt wird. Das ist wenig konstruktiv.

Das tönt nicht gerade hoffnungsvoll ...

Nein, aber selbst im schlimmsten Krieg gibt es Hoffnungszeichen. Als Journalistin suche ich sie und berichte von Projekten und Menschen, die der Gewalt etwas entgegensetzen und sich gegen das Unrecht engagieren. Es sind winzige Inseln im unendlichen Meer.

Wie wirkt eigentlich vor diesem Hintergrund die Kreuzfixdebatte, die derzeit hier in der Schweiz tobt, auf Sie?

Eigenartig. Es geht ja – wie auch bei der Kopftuchfrage oder beim Minarettverbot – um ein Symbol, das bekämpft wird. Nur eine zutiefst verunsicherte Gesellschaft ereifert sich derart und blendet gleichzeitig die wahren Probleme aus. Wie weit hat sich das christliche Abendland von den Idealen entfernt, die es bei jeder Gelegenheit als Leitkultur preist.

Wo und wie feiern Sie 2010 Weihnachten?

Hier in Beirut. Ich plane nichts, das habe ich mir längst abgewöhnt. Wahrscheinlich fahre ich ans Meer: Sternenhimmel statt Strohsterne ...

INTERVIEW: RITA JOST



IREN MEIER, 55 ist Nahostkorrespondentin von Schweizer Radio DRS und Ehrendoktorin der Universität Bern. Aufgewachsen in Mutschellen, lebt und arbeitet die mehrfach ausgezeichnete Journalistin seit 2004 in Beirut.

AUF MEINEM NACHTTISCH

BUSCH, KÄSTNER, EICHENDORFF, RILKE ...

Gedichte sind wie guter Wein

Gedichtbändchen und das Kirchengesangsbuch liegen regelmässig auf meinem Nachttisch. Gedichte von Wilhelm Busch, Erich Kästner, Josef von Eichendorff, Rainer Maria Rilke, Gottfried Keller und viele mehr. Humoristisch, nachdenklich, tröstlich. Spiegel sind sie – für die eigene Seele und das Leben.

GEISTIGER REICHTUM. Es sind Zeilen und Worte, die sich mir im Kopf niederlegen wollen. Und ich lerne sie auswendig. Mit Vergnügen, einem inneren Schmuzzeln und mit dem Gefühl eines geistigen Reichtums. Und ist ein Herbsttag so goldig und hell,

dass ich mich daran nicht sattsehen kann, dann klingen in mir die Worte von Gottfried Keller: «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluss der Welt!» Fließend ist der Übergang zu den Liedern im Kirchengesangsbuch. Ich erinnere mich an einen Nachtmarsch im Militär. Es war Herbst im Berner Seeland. Ein heller Mond ging auf. Der Weg führte von Ferne an Dörfern und Häusern vorbei, in denen ein heimeliges Licht brannte. Und wie von selbst sprachen in mir die Zeilen von Matthias Claudius: «Wie ist die Welt so stille und in der Dämmerung Hütle so traulich und so hold.»

KRAFT FÜR DEN TAG. Gute Gedichte sind wie ein guter Wein. Ich nehme sie auf die Zunge, genieße ihren Reim. Die Zeilen klingen in mir an wie Musiksaiten, die vom Leben angezupft werden. Den inneren Empfindungen von Schönheit, Dankbarkeit oder auch Schmerz geben die Reime die passenden Worte. Umgekehrt hilft mir die Konzentration auf einen Liedtext und das halblaute Vorsagen oder Vorsingen, die Gedanken zu sammeln, Atem zu holen und Kraft zu schöpfen für den Tag.

THOMAS GOTTSCHALL ist Pfarrer in Trimmis, Dekan der Bündner Synode und Vater zweier Kinder.



GESAMMELTE Gedichte, Gottfried Keller, Verlag Neue Zürcher Zeitung 2009, ISBN 978-3-03823-509-5.